

TRANSSEXUALITÄT

Menschliche Vielfalt und die Aufgabe theologischer Anthropologie

Dirk Evers

Menschen existieren als leibliche¹ und deshalb auch durch und durch sexuelle und geschlechtliche Wesen.² Das ist nicht nur eine Binsenweisheit in Bezug auf

¹ Vgl. ULRICH H. KÖRTNER, *Dogmatik*, Leipzig 2018, 271–284. Der Begriff des Leibes und der Leiblichkeit impliziert gleichermaßen, dass Menschen nicht nur einen Leib haben, sondern auch ihr Leib sind, und dass sie sich zugleich zu ihrem Leib verhalten und in Distanz zu ihm und darin zu sich selbst treten. Intensive Leiberfahrungen wie Hunger, Durst, Krankheit, Rausch, Tanz, Sexualität etc. zeigen das Ineinander von Identität und Selbstdistanz im Leiberleben auf.

² Das Adjektiv »sexuell« wird im 18. Jahrhundert aus dem Französischen entlehnt, dessen Gebrauch wiederum auf das Lateinische »sexus« = biologisches Geschlecht zurückzuführen ist. Es ist eben diese Zeit des 18. und 19. Jahrhunderts, in dem »Sexualität« als soziale Kategorie in Diskursen greifbar wird, vgl. CORNELIUS BORCK, Art. Sexualität I, in: *HWP* Bd. 9, 1995, 725–729. Erst diese Diskursivierung macht durch die Ausbildung sprachlicher Ausdrucksmöglichkeiten in Verbindung mit Beobachtung und Kontrolle sexueller Erfahrungen Sexualität im modernen Sinn einer Verbindung von biologischem Trieb und geschlechtlicher Rolle möglich.

Für die einleitende These sei zudem auf die schlichte biologische Tatsache hingewiesen, dass erwachsene Menschen beständig sexuelle Lust empfinden und den Geschlechtsakt ausüben können und dieses Verhalten nicht wie bei den meisten Tieren auf Zeiten der Empfängnisbereitschaft beschränkt ist. Die nicht-saisonale Sexualität sowie die Komplexität der mit der Geschlechtlichkeit des Menschen verbundenen sozialen Verhaltensweisen, die bis in die frühkindlichen Muster von »ge-genderten« Unterscheidungen und Verhaltensweisen hinabreichen, bestätigen die These einer durchgängigen Bezogenheit menschlicher Existenz auf das Geschlechtliche. Von der bei Freud prominent vertretenen Vorstellung allerdings, dass in Kleinkindern schon früh sexuelle, auf das andere Geschlecht bezogene Wünsche erwachen und die Tiefenstruktur der menschlichen Psyche prägen, hat man weitgehend Abschied genommen. Freud selbst hat im Übrigen an verschiedenen Stellen eine größere Offenheit gegenüber Gender-Varianz gezeigt, als manche klassisch gewordenen Konzepte der Freudschen Triebtheorie nahelegen. Vgl. z.B. SIGMUND FREUD, Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, in: *Studienausgabe*, Bd. V: *Werke aus den Jahren 1904–1905*, Frankfurt am Main 1968, 27–146: 121 Anm. 1: »Diese [Beobachtung] ergibt für den Menschen, daß weder im psychologischen noch im biologischen Sinne eine reine Männlichkeit oder Weiblichkeit gefunden wird. Jede Einzelperson weist vielmehr eine Vermengung ihres biologischen Geschlechtscharakters mit biologischen Zügen des anderen Geschlechts und eine Vereinigung von Aktivität und Passivität auf, sowohl insofern diese psychischen Charakterzüge von den biologischen abhängen als auch insoweit sie unabhängig von ihnen sind.«

heutige westliche Gesellschaften, in denen Medien und Werbung auf sexuelle Lust und Attraktivität, aber auch auf das Spiel mit kulturellen Geschlechterrollen setzen. Dies bestätigt sich auch in den biologischen Perspektiven auf den Menschen, vor allem in der Perspektive der Evolutionsbiologie, die den Menschen wesentlich als aus der durch einen Fortpflanzungszusammenhang bestimmten Stammesgeschichte hervorgegangen und deshalb auf Fortpflanzung hin angelegt versteht. Nach Hannah Arendt zeichnet Menschen ihre ›Natalität‹³ aus: Sie sind ›gebürtig‹ in dem Sinne, dass sie nicht einfach vorhanden sind, sondern es zu den Grundbedingungen menschlicher Existenz gehört, dass Menschen einerseits ihr Dasein empfangen und weitergeben, es andererseits aber als ein solches empfangen, zu dem sie sich selbstständig und beständig ins Verhältnis setzen. Menschen kommt die Fähigkeit zu, »selbst einen Anfang zu machen«⁴. Jede Geburt ist auch das Symbol eines solchen Anfangs, der nie im Sinne von etwas Vergangenen abgeschlossen sein kann. Damit nimmt Arendt einen Satz aus dem XII. Buch von Augustinus' *De civitate dei* auf, nach dem der Mensch geschaffen ist, damit ein Anfang sei.⁵ Das Phänomen der Leiblichkeit und Geschlechtlichkeit zeigt sich aber auch in kulturwissenschaftlichen und psychologischen Theorien wie in den Gender-Studies, die den sozialen Rollen der Geschlechter und der Bedeutung menschlicher Sexualität eine prominente Rolle einräumen. In theologischen Anthropologien und in vielen Formen religiöser Überzeugungen und Praktiken allerdings erscheint eben dieser zentrale Aspekt des Menschseins seltsam unterbelichtet.

Das wird eher bestätigt denn widerlegt dadurch, dass Religion, Sexualität und Geschlechtlichkeit zum Teil enge Bindungen eingehen, etwa in Formen religiös bestimmter Regeln für den sexuellen Umgang, dem Ideal eines zölibatären Lebens oder religiös begründeter Tabus von Geschlechtsrollen (vgl. Kleidervorschriften, Beschneidung etc.). Denn dieses weite Feld der Verbindung des Geschlechtlichen mit dem Religiösen wird selten theologisch kritisch und konstruktiv reflektiert. Und es wird bis heute kaum zurückgebunden an Erkenntnisse aus den empirischen Wissenschaften und an die Verschlebung, die sich in der Landschaft des Geschlechtlichen und seiner Diskurse in der Gegenwart ergeben. Die Bindung protestantischer Dogmatik an die biblischen Traditionen, die im Grunde durchgängig von binären Geschlechtmustern und kulturell streng die Geschlechter unterscheidenden Normen bestimmt sind⁶ und dabei den Dual männlich-weiblich religiös deuten und den sexuellen Akt mit re-

³ Diesen Begriff hat Hannah Arendt auch geprägt, vgl. HANNAH ARENDT, *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, München 12001, 17-18, u.ä.

⁴ A.a.O., 18.

⁵ Vgl. Augustinus, *De civ. Dei*, XII, 21: »quod initium eo modo antea numquam fuit. Hoc ergo ut esset, creatus est homo, ante quem nullus fuit: damit es einen solchen Anfang vor welchem es keinen gab, geben möge, ist der Mensch geschaffen, vor dem es niemanden gab.«

⁶ Vgl. nur das Verbot, die Kleidung des anderen Geschlechts zu tragen: »Eine Frau soll nicht Männersachen tragen und ein Mann soll nicht Frauenkleider anziehen; denn wer das tut, der ist dem HERRN, deinem Gott, ein Gräuel« (Dtn 22,5).

striktiven Vorschriften unter Verweis auf die monogame Ehe und deren göttliche Heiligung streng einhegen, dürfte in einem erheblichen Maße dazu beitragen, theologische Reflexion auf die Vielfalt des Geschlechtlichen in Grenzen zu halten.⁷ Dazu kommt, dass auch die traditionelle religiöse Sprache des Christentums imprägniert ist mit dem Verweis auf gängige Geschlechtsunterschiede, wenn etwa von Gott männlich und als Vater, von Jesus Christus als Gottes Sohn und von Maria als der Gottesmutter gesprochen und damit eine asymmetrische Semantik von männlich und weiblich aufgerufen wird. Für die katholische Dogmatik und Sexualmoral ist darüber hinaus auch die Autorität des Naturrechts einschlägig, so dass in Fragen der Geschlechtlichkeit und ihrer Formen biblische Traditionen, religiös qualifizierte Schöpfungsordnung und eine universal unterstellte Sittenordnung zusammenkommen und sich wechselseitig verstärken.

Andererseits gilt, dass Benachteiligungen von Frauen und sexuellen Minderheiten in Religionen und Kirchen, im kulturell-sozialen Raum sowie vor dem Recht schlicht festzustellende Tatsachen sind, die auch in modernen pluralistischen Gesellschaften mit Händen zu greifen sind. Verschiedene Formen von Benachteiligung werden seit den Anfängen der Kulturgeschichte mit dem Verweis auf die Biologie der Geschlechterdifferenz begründet. Der Anspruch männlicher Überlegenheit, der viele soziale Hierarchien prägt, scheint sich natürlich-biologisch aus der körperlichen Stärke und erhöhten Aggressivität des Mannes und aus der körperlichen Schwäche der Frau und ihres Angewiesenseins auf Schutz und Unterhalt während der Schwangerschaft und dem Aufziehen des Nachwuchses zu ergeben. Gestützt auf die äußerlichen Geschlechtsmerkmale werden die kulturellen Differenzen in den Geschlechterrollen dann oft markiert durch entsprechende Kleidungskonventionen, die die Rollenerwartungen symbolisieren und Hierarchieverhältnisse etablieren, scheinbar aber nur die biologisch vorgegebene und mit der Fähigkeit zur sexuellen Reproduktion verbundene Dualität der Geschlechter darstellen. Es wird höchste Zeit, dass theologische Entwürfe einer realistisch informierten Anthropologie beginnen, tiefer zu fragen und der sexuellen Seite menschlicher Existenz größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, ohne in traditionelle Muster zurückzufallen. Das will dieser Aufsatz ansatzweise versuchen, indem er einem Phänomen nachgeht, das in jüngster Zeit größere öffentliche Aufmerksamkeit gefunden hat und das zudem quer steht zu gängigen Klischees sowohl traditioneller binärer

⁷ Vgl. z.B. Karl Barths klare Absage an alle Formen von Homosexualität, die in seinem an den biblischen Texten gewonnenen Verständnis der komplementären Zuordnung von Mann und Frau zueinander begründet ist: »Das Gebot Gottes deckt ihm - in hellem Widerspruch zu seinen eigenen Entdeckungen - unweigerlich auf, daß er als Mann gerade nur mit der Frau, als Frau gerade nur mit dem Mann zusammen echt Mensch sein kann. In dem Maß, als er sich diese Aufdeckung gefallen läßt, wird die feine und die grobe Homosexualität bei ihm keinen Raum haben können« (KARL BARTH, *Die kirchliche Dogmatik III/4. Die Lehre von der Schöpfung. 4. Teilband: Das Gebot des Schöpfers*, Zürich 1951, 185).

Konzepte von Geschlechtlichkeit als auch zu rein konstruktivistischen Theorien, die die biologische Basis des Geschlechtlichen meinen unterlaufen zu können: dem Phänomen der Transsexualität.⁸

I. WAS IST TRANSSEXUALITÄT?

Unter Transsexualität⁹ versteht man eine Selbsterfahrung von Menschen, für die »eine Inkongruenz oder Diskrepanz zwischen dem geschlechtlichen Selbsterleben und/oder Körperbild eines Menschen und dem ihm bei der Geburt attribuierten Geschlecht«¹⁰ wesentlich ist. Dies wird auch als »Transidentität«, »Transgeschlechtlichkeit« oder »neurointersexuelle Körperdiskrepanz« bezeichnet. Es gibt in diesem Bereich wie überhaupt bei Gender-Studies eine ziemlich ausgedehnte Debatte, was die akzeptablen und von den Betroffenen auch als Selbstbezeichnungen akzeptierten Begrifflichkeiten angeht. Wir gehen auf diese Debatten nicht weiter ein, die im Falle der Transsexualität zu keinem allgemein akzeptierten Ergebnis geführt haben, und wenden uns erst einmal einer Klärung des mit den verschiedenen Ausdrücken bezeichneten *Sachverhalts* zu, bei dem die verschiedenen Bezeichnungen allerdings leicht unterschiedliche Akzente setzen.

Damit ist schon eine gendertheoretische These dieses Beitrags impliziert: Es geht bei der Frage nach geschlechtlicher Identität nicht ausschließlich (!) um Geschlechterkonstruktionen, um Rollen, die körperlich-biologisch kontingent wären und die man gar annehmen, ablegen oder wechseln könnte, sondern um ein Aushandeln zwischen einer faktischen, biologisch-körperlich-leiblichen Seite von Geschlechtlichkeit bzw. geschlechtlicher Identität (Körperbild), kulturellen Mustern und Zuschreibungen (attribuiertes Geschlecht) und der je und je individuellen Aneignung und Ausgestaltung (geschlechtliches Selbsterleben). Das heißt nicht, dass ein sorgfältiger Umgang mit Kategorisierungen und Begrifflichkeiten überflüssig ist. Im Gegenteil, Bezeichnungen gehen immer mit Einstellungen und Wertungen und damit mit Machtfragen einher. Dennoch darf darüber nicht vergessen werden, dass es gerade bei dieser Thematik für die Betroffenen wichtig ist, dass ein wirklich gegebener, körperlich-leiblicher Sachverhalt mit im Spiel ist, mit dem sie sich auseinandersetzen müssen, und gerade nicht ein nur durch Rollenerwartungen, kulturelle Muster oder

⁸ Vgl. dazu jetzt GERHARD SCHREIBER (Hrsg.), *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften. Ergebnisse, Kontroversen, Perspektiven*, Berlin 2016.

⁹ Auch wenn der Begriff sich von der Wortbildung als Variante von Sexualität darstellt, sagt er als solcher nichts über die sexuelle Orientierung oder Präferenz eines Menschen - hier gibt es bei transsexuellen Menschen eine ähnliche Bandbreite wie bei nicht-transsexuellen, auch wenn Studien einen etwas höheren Anteil von nicht-heterosexueller Orientierung nahelegen. Vgl. die Diskussion in JOHANNA OLSON u.a., *Baseline Physiologic and Psychosocial Characteristics of Transgender Youth Seeking Care for Gender Dysphoria*, in: *The Journal of Adolescent Health* 57 (2015), 374-380: 378-379.

¹⁰ Vgl. GERHARD SCHREIBER, Vorwort, in: SCHREIBER, *Transsexualität*, XIII-XXI: XIV.

Geschlechterkonstruktionen erzeugtes Syndrom. Ich bleibe deshalb für diesen Beitrag bei dem in der medizinischen Diagnostik und im juristischen Kontext am häufigsten verwendeten Begriff der Transsexualität als Bezeichnung für das Phänomen einer über das leibliche Selbsterleben vermittelten »konstitutionellen Inkongruenz zwischen geschlechtlicher Selbstwahrnehmung und zugewiesenem Geburtsgeschlecht bzw. Geschlechtsausdruck«¹¹.

Es ist außerdem ein nicht zu unterschätzender Fortschritt für Betroffene gewesen, als das ihrer Selbstwahrnehmung zugrunde liegende Phänomen einen Namen erhielt und damit für sie wie für ihre Umwelt adressierbar wurde. Das neulateinische Wort »Transsexualismus« wurde erstmals 1923 vom Berliner Sexualforscher Magnus Hirschfeld (1868–1935) gebraucht, der mit seinem Berliner *Institut für Sexualwissenschaften* die erste Forschungseinrichtung für eine evidenzbasierte Sexualforschung geschaffen hatte und eine moderate, nicht sofort pathologisierende Sicht auf das Phänomen propagierte.¹² Er meinte mit psychischem Transsexualismus ein im Vergleich zum männlichen bzw. weiblichen Phänotyp gegengeschlechtliches Erleben, das das Alltagsleben einer Person durchgängig prägt, und beschrieb seinen Unterschied zum Phänomen der Transvestiten, ein ebenfalls von Hirschfeld geprägter Ausdruck, darin, dass dieses Erleben, in dem biologisch falschen, gegengeschlechtlichen Körper zu leben in der Regel über das passagere oder intermittierende und oft sexuell erregende Hineinschlüpfen in die Rolle des anderen Geschlechts hinausgeht.

Nachdem Hirschfeld von den Nationalsozialisten verfolgt, sein Institut zerstört und er ins nordamerikanische Exil vertrieben worden war, beeinflusste er durch Vorträge den US-amerikanischen Psychiater Harry Benjamin (1885–1986), der die erste Monographie zum Thema veröffentlichte.¹³ Er stellte heraus, dass Transsexuelle nicht nur das jeweilige andere Geschlecht *darstellen*, sondern es körperlich, psychisch und sozial *sein* wollen. Sie streben ein Leben in der sozialen Rolle des anderen Geschlechts an und fühlen sich zugleich in dem Körper, mit dem sie leben, fremd und lehnen ihn in der Form, die er durch seine biologische Prägung hat, als mit ihrem Selbsterleben inkongruent ab. Deshalb wird zumindest eine hormonelle Umstellung, oft auch eine sogenannte Geschlechtsumwandlung, -anpassung oder -angleichung angestrebt. Benjamin war dann auch der erste, der mit Hilfe psychologischer Betreuung, Hormonbehandlung und chirurgischen Maßnahmen das Ausleben der empfundenen Geschlechtsidentität ermöglichen wollte und in den USA entsprechende Behandlungszentren installierte.¹⁴

¹¹ A.a.O., XV.

¹² MAGNUS HIRSCHFELD, Die intersexuelle Konstitution, in: *Jahrbuch sexueller Zwischenstufen* 23 (1923), 3–27. Zu Hirschfeld vgl. LIVIA PRÖLL, Das Unbehagen am transidenten Menschen. Ursprünge, Auswirkungen, Ausblick, in: SCHREIBER, *Transsexualität*, 265–293; 286–287, dort auch weitere Literatur.

¹³ HARRY BENJAMIN, *The Transsexual Phenomenon*, New York 1966.

¹⁴ Diese Einrichtung von *Gender-Identity-Kliniken* hatte allerdings auch »zur Folge, daß die oft von Betroffenen selbst gestellte Diagnose »[ranssexualismus]« den Automa-

In der Folge sorgten weltanschauliche Verschiebungen allerdings dafür, dass man vor dem Hintergrund einer allgemein zunehmenden Psychopathologisierung seit den 1970er Jahren begann, Hormongaben und chirurgische Eingriffe durch Psychotherapie ersetzen zu wollen. Dies ging einher mit einer Zuordnung des Phänomens der Transsexualität zu anderen »Geschlechtsidentitätsstörungen« bis hin zu einer Aufnahme in die ICD-10,¹⁵ die gültige Fassung der *Internationalen Klassifizierung von Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme* der Weltgesundheitsorganisation (WHO). Danach zählt der Transsexualismus unter der Nr. F64.0 als Geschlechtsidentitätsstörung zu den Persönlichkeits- und Verhaltensstörungen. In der deutschen Fassung wird Transsexualismus so bestimmt:

Der Wunsch, als Angehöriger des anderen Geschlechtes zu leben und anerkannt zu werden. Dieser geht meist mit Unbehagen oder dem Gefühl der Nichtzugehörigkeit zum eigenen anatomischen Geschlecht einher. Es besteht der Wunsch nach chirurgischer und hormoneller Behandlung, um den eigenen Körper dem bevorzugten Geschlecht soweit wie möglich anzugleichen.¹⁶

Die Klassifikation als Persönlichkeitsstörung soll mit der ICD-11 abgeschafft werden, die 2018 verabschiedet werden soll.¹⁷ Stattdessen ist *gender incongruence* (»geschlechtliche Inkongruenz«) als Diagnose vorgesehen, bei der medizinische Maßnahmen zur Vorbeugung von sich abzeichnenden Störungen sowie zur Linderung von faktischem Leidensdruck angezeigt sind. Für den medizinischen Bereich wird zurzeit eine neue Leitlinie »Geschlechtsdysphorie« bzw. »Geschlechtsinkongruenz« erarbeitet, bei der schon der Begriff eine gewandelte Sicht zum Ausdruck bringt. Das Ziel der entsprechenden medizinischen Behandlung ist dann die Linderung individueller Leiderfahrung durch die Möglichkeit (nicht Pflicht) einer psychologischen und psychotherapeutischen Begleitung, gegengeschlechtlicher Hormontherapie und operativer Angleichungen an andere Geschlechtsvorstellungen.¹⁸

tismus geschlechtsangleichender medizinischer Behandlungen in Gang setzte, was in Einzelfällen, z.B. bei Psychotikern, zu tragischen Verläufen führte« (FRIEDEMANN PFAFFLIN, Art. Transsexualismus, in: *HWP* Bd. 10, 1995, 1345–1347: 1346).

¹⁵ ICD = International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems.

¹⁶ URL: <http://www.icd-code.de/suche/icd/code/F64.-.html?sp=SF64.0> (Stand: 31.07.2017).

¹⁷ Im amerikanischen System für psychische Erkrankungen, dem DSM-5 (*Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders*) gibt es den Begriff der Transsexualität nicht mehr. Stattdessen wird der Begriff der Geschlechtsdysphorie verwendet, und zwar ausschließlich bei Personen, die Probleme mit der Zuweisung ihres Geburtsgeschlechts haben und zur Minderung ihres Leidensdrucks medizinische Hilfe in Anspruch nehmen wollen.

¹⁸ Vgl. auch KURT SEIBOWSKI, Die Problematik der Psychopathologisierung von Transsexualität, in: SCHREIBER, *Transsexualität*, 295–309.

Statt »Transsexualität« bzw. »Transsexualismus« wird auch der Begriff der »Transidentität« verwendet, der das gleiche Phänomen bezeichnet, dies aber mehr aus der Sicht der Betroffenen tut, die im Grunde kein Problem mit ihrer Sexualität haben, sondern ein übergreifendes Identitätsproblem in Bezug auf das Verhältnis von zugewiesenem Körpergeschlecht und Selbsterleben. Vielfach wird dann noch zwischen Transfrauen (Mann-zu-Frau-Transidentität) und Transmännern (Frau-zu-Mann-Transidentität) unterschieden, womit das empfundene Geschlecht als die für die Betroffenen entscheidende Kategorie deutlich wird. Als Bezeichnung für nicht-transidentitäre Menschen, deren Geschlechtsidentität mit dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht übereinstimmt, hat sich »Zisidentität«¹⁹ eingebürgert. Der Ausdruck wird von einigen aber auch benutzt, um Formen von Transidentität zu beschreiben, bei denen die Zuordnung zum Gegengeschlecht des traditionellen Geschlechtsduals schwächer ausgeprägt ist. Sie machen sich darin bemerkbar, dass keine weitgehende Angleichung an das andere Geschlecht gesucht wird, sondern einige wenige Maßnahmen (Hormongabe, kleinere Eingriffe bei den äußeren Geschlechtsmerkmale) ausreichen und auch mehr nicht gewollt wird, um sich mit dem eigenen Körper in ausreichendem Einklang zu wissen.²⁰ Zum anderen gibt es auch Personen, die sich gerade nicht auf ein Geschlecht festlegen lassen wollen und ihre »Transidentität« als eine Art eigenes Mischgeschlecht verstehen und möglicherweise auf Eingriffe überhaupt verzichten. Auch sie werden mitunter als »Zisidentität« bezeichnet, ohne dass sie einen Fall von »Transsexualität« im medizinischen Sinne darstellen.

Von »Transsexualität« als Begriff für ein Phänomen, das mit dem starken Empfinden einer Geschlechtsinkongruenz verbunden ist und auf entsprechende medizinische und rechtliche Konsequenzen wie der Änderung des eingetragenen Geschlechts drängt, sind andere Begriffe zu unterscheiden, die eher in den Bereich des Soziologischen bzw. des Biologischen in einem engeren Sinne verweisen. So ist der Begriff des »Transgender« keine medizinische Kategorie, sondern steht im Allgemeinen für eine Ablehnung der Kategorien von männlich und weiblich überhaupt, die als gesellschaftliche Konstrukte angesehen werden und die man im eigenen Lebensstil zu überwinden sucht. Oft wird er auch als Oberbegriff für alle diejenigen Personen verwendet, die – aus was für Gründen auch immer – das ihnen bei der Geburt zugewiesene Geschlecht ablehnen, so dass Transsexualität eine bestimmte Form von Transgender bezeichnet.

»Intersexualität« oder »Intersex« ist dagegen ein von Richard Goldschmidt 1915 geprägter Begriff,²¹ der im Allgemeinen zur Bezeichnung von Personen

¹⁹ Auch »Cis-Identität«, von lat. »cis« = diesseits, auf dieser Seite; d.h. ohne den Wunsch, auf die andere Seite zu wechseln. Semantisch bezeichnet die lateinische Partikel »cis« das Gegenteil von »trans« (= jenseits, hinüber).

²⁰ Vgl. SEIBOWSKI, *Psychopathologisierung*, 296.

²¹ Vgl. RICHARD GOLDSCHMIDT, Vorläufige Mitteilung über weitere Versuche zur Vererbung und Bestimmung des Geschlechts, in: *Biologisches Centralblatt* 35 (1915), 565–570.

mit biologisch nicht eindeutigem Körpergeschlecht angewendet wird. Auch hier bevorzugen manche inzwischen die Bezeichnung »Interidentität«. Es gibt viele Varianten der Intersexualität, die durch nicht-eindeutige Genetik bedingt sein kann,²² durch Besonderheit der Keimdrüsen, durch hormonelle Varianz oder einfach anatomische Besonderheiten wie einer besonders großen Klitoris oder einem kleinen Penis, die dazu führen, dass sich die Betroffenen als außerhalb des üblichen Geschlechterduals stehend empfinden und auch eher zwischen den Geschlechtern und ohne eindeutige Zuordnung leben wollen.²³ Seit 2013 ist es auch in Deutschland möglich, den Personenstand im Register offenzulassen, wie es der Ethikrat 2012 empfohlen hatte, und 2017 ist die deutsche Bundesregierung durch das Bundesverfassungsgericht verpflichtet worden, bis Ende 2018 den positiven Eintrag eines so genannten dritten oder besser unbestimmten Geschlechts neben den Angaben männlich oder weiblich zu ermöglichen.

Für alle Gruppen gilt, dass sie die starre Zweigeschlechtlichkeit in den meisten Gesellschaften²⁴ als Problem erfahren und politisch oft um Anerkennung, Gleichberechtigung und soziale Akzeptanz kämpfen. Während sich in einigen Organisationen und Bündnissen Transgender und intersexuelle Menschen zusammengeschlossen haben, lehnen andere transsexuelle und intersexuelle Menschen eine Zusammenarbeit mit Transgender-Aktivist_innen ab, da sie die Vorstellung der bloßen Konstruktivität von Geschlecht nicht teilen, sondern sich so erleben und verstehen, dass sie ihre geschlechtliche Identität

²² Bekannt sind u.a. das Klinefelter-Syndrom (Chromosomensatz von 47 Chromosomen mit XXY), das Turner-Syndrom (45 Chromosomen mit XO, d.h. nur ein X-Chromosom) oder sog. Y-Polysomien (47 Chromosomen mit XYY; 48 Chromosomen mit XXYY; 48 Chromosomen mit XYYY; 49 Chromosomen mit XYYYY). Auch Mosaik-Situationen kommen vor, wenn ein Individuum sowohl XX- als auch XY-Zellen besitzt. In seltenen Fällen, etwa beim Klinefelter-Syndrom, sind auch Fälle von gleichzeitiger Transsexualität berichtet worden.

²³ Mitunter spricht man auch von einem dritten Geschlecht, von Hermaphroditismus oder Zwittern.

²⁴ Ich kann in diesem Beitrag nicht auf Kulturen eingehen, bei denen der Dual der so genannten Heteronormativität durchbrochen ist und etwa besondere gesellschaftliche Rollen für homosexuell orientierte und/oder trans- oder interidentische Personen vorgesehen sind. Vgl. etwa das sehr differenziert zu betrachtende Phänomen der Hijrās in Indien, die oft als drittes Geschlecht angesehen, sprachlich und juristisch in Indien und Pakistan auch so behandelt werden und die in eigenen Gemeinschaften leben, von denen allerdings ein Großteil nach wie vor zwangskastriert ist, oder die Rollenvielfalt in traditionellen Navajo-Gesellschaften in Nordamerika. Einen Überblick verschaffen die Standardwerke der Anthropologin Serena Nanda: SERENA NANDA, *Gender Diversity. Crosscultural Variations*, Prospect Heights 2000. Zu den Hijrās: DIES., *Neither Man nor Woman. The Hijras of India*, Belmont 1990, sowie die kulturwissenschaftlichen Beiträge in dem schon öfter zitierten Sammelband SCHREIBER, *Transsexualität*, darunter zu den Hijrās: RENATE SYED, Hijrās. India's Third Gender, or, Why Hijrās Are Not Transgender, But Cisgender, in: *a.a.O.*, 233-243, und zu den Navajo: JEAN LESSENICH, Two-Spirits und *nááleeht* oder das Unbehagen an der westlichen Sicht auf Trans*, in: *a.a.O.*, 245-262.

über die Auseinandersetzung mit handfesten körperlichen Phänomenen bestimmen müssen und sich dabei gerade am Geschlechterdual orientieren und die Identifizierung mit einer Seite suchen.

Seit 1980 ist für transsexuelle Menschen die Änderung des Namens und des Personenstandes durch das »Gesetz über die Änderung der Vornamen und die Feststellung der Geschlechtszugehörigkeit in besonderen Fällen (Transsexuellengesetz – TSG)«²⁵ geregelt. Man unterscheidet die bloße Vornamensänderung (»kleine Lösung«)²⁶ von der Personenstandsänderung²⁷ (»große Lösung«). Für eine Änderung muss festgestellt werden, dass sich die betreffende Person dem anderen Geschlecht als zugehörig empfindet »und seit mindestens drei Jahren unter dem Zwang [sic!] steht, ihren Vorstellungen entsprechend zu leben«, und dass »mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, dass sich ihr Zugehörigkeitsempfinden zum anderen Geschlecht nicht mehr ändern wird.«²⁸ Das Vorliegen dieser Voraussetzungen muss durch zwei unabhängige Gutachten bestätigt werden. Bis 2005 galt, dass eine Vater- bzw. Mutterschaft sowie eine Heirat nach der Namensänderung diese wieder aufheben. Diese Regelung hat das Verfassungsgericht außer Kraft gesetzt. Bis 2008 musste außerdem eine Ehe aufgelöst werden, wenn ein Ehepartner den Personenstand ändern wollte. Auch das wurde vom Bundesverfassungsgericht für ungültig erklärt. Außerdem war für die Personenstandsänderung (»große Lösung«) der Nachweis erforderlich, dass die Person sich einer geschlechtsumwandelnden Operation unterzogen hat und dauerhaft fortpflanzungsunfähig ist oder eine Fortpflanzungsunfähigkeit durch die Operation herbeigeführt wurde. Das wurde 2011 vom Bundesverfassungsgericht für unwirksam erklärt, so dass seitdem auch für die Personenstandsänderung die für die Vornamensänderung erforderlichen Voraussetzungen ausreichen. In vielen anderen Punkten gilt das TSG jedoch nach wie vor als dringend überarbeitungsbedürftig (s.u.).

Schon 1987 verpflichtete das Bundessozialgericht die Krankenkassen zur Kostenübernahme für Maßnahmen zur Geschlechtsangleichung, weil Transsexualität einen Leidensdruck verursachen kann, der einen Krankheitswert hat. Für die Kostenübernahme sind zwei unabhängige psychiatrische Gutachten erforderlich, die die bis heute notwendige Indikation des Vorliegens eines entsprechenden »krankheitswerten Leidensdrucks« stellen und eine Operation empfehlen, was von vielen Betroffenen als Belastung, Entmündigung und Pathologisierung empfunden wird. Gemäß der Richtlinien der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung muss dazu der Therapeut oder die Therapeutin die

²⁵ Vgl. den Text im Internet URL: <http://www.gesetze-im-internet.de/tsg/> (Stand: 31.07.2017).

²⁶ Der geänderte Vorname kann nicht nur in alle Dokumente eingetragen werden, seit 2007 ist es durch eine Reform des Passgesetzes auch möglich, im Pass das neue Geschlecht zu vermerken, ohne dass sich das so genannte rechtliche Geschlecht in der Geburtsurkunde ändert.

²⁷ Änderung des rechtlichen Status in der Geburtsurkunde.

²⁸ URL: http://www.gesetze-im-internet.de/tsg/_1.html (Stand: 31.07.2017).

betreffende Person seit mindestens anderthalb Jahren kennen, die Person muss seit mindestens anderthalb Jahren einen Alltagsstest absolviert haben, in dem sie die gewünschte andere Geschlechtsrolle dauerhaft erprobt, und seit mindestens einem halben Jahr muss eine gegengeschlechtliche Hormonbehandlung erfolgen. Dann übernehmen die Krankenkassen die Kosten für die begleitende Psychotherapie, die Hormonbehandlung und alle wesentlichen geschlechtsangleichenden operativen Maßnahmen und Hilfsmittel. Was darüber hinaus übernommen wird, kann von Krankenkasse zu Krankenkasse variieren. Im Übrigen bleiben Transsexuelle ein Leben lang auf die Einnahme von Hormonen angewiesen, was ebenfalls von den Krankenkassen übernommen wird.

Transsexualität ist als solche kulturübergreifend verbreitet.²⁹ Der Prozess der Bewusstwerdung der grundlegenden Inkongruenz zwischen selbst empfundener Geschlechtsidentität und Geschlechtskörper, mit dem oft ein intensives Empfinden der Fremdheit des eigenen Körpers einhergeht sowie der starke Wunsch nach einer Angleichung von Körper und Lebensweise an das innerlich empfundene Geschlecht, ist für die Betroffenen oft schmerzhaft und mit gravierenden Auswirkungen auf das familiäre und/oder partnerschaftliche Umfeld verbunden. Zu einer die eigene Identität fundamental betreffenden Inkongruenz zwischen dem eigenen Körper und der empfundenen Geschlechtsidentität kommen Erfahrungen von Fremdbestimmung durch Recht, Medizin und Psychologie hinzu, die eine Pathologisierung der Betroffenen und eine Verweigerung der Achtung ihrer geschlechtlichen Selbstbestimmung darstellen. Es ist inzwischen klar, dass das Empfinden der Dysphorie oder Geschlechtsinkongruenz im Allgemeinen schon früh auftritt und sich oft schon Kinder dessen bewusst werden. Nach einer Studie von 2015 liegt das Alter der deutlichen Wahrnehmung der eigenen, vom zugewiesenen Geschlecht abweichenden Geschlechtsidentität im Schnitt bei 8,5 Jahren, während das »Outing« gegenüber der Familie im Durchschnitt erst zehn Jahre später erfolgt.³⁰ Die Studie zeigt auch den hohen Anteil von Depressionen und eine starke Suizidgefahr in der Personengruppe.

Eine kompetente und diskriminierungsfreie Beratungsstruktur ist deshalb dringend vonnöten. Außerdem soll das TSG wegen seiner vielen vom Verfassungsgericht gerügten Mängel überarbeitet oder ganz abgeschafft werden. Dazu ist seit 2014 eine interministerielle Arbeitsgruppe beim Familienministerium eingerichtet, die entsprechende Überarbeitungen und Neuregelungen

²⁹ In Deutschland werden zurzeit etwa 1.600 Fälle pro Jahr nach dem Transsexuellengesetz registriert, das entspricht etwa 1,5 Fällen pro 10.000 Einwohner; vgl. LAURA ADAMIETZ/KATHARINA BAGER, Gutachten: *Regelungs- und Reformbedarf für transgeschlechtliche Menschen. Begleitmaterial zur Interministeriellen Arbeitsgruppe Inter- & Transsexualität* - Band 7, November 2016, URL: <https://www.bmfsfj.de/blob/114064/460f9e28e5456f6cf2ebdb73a966f0c4/imag-band-7-regelungs-und-reformbedarf-fuer-transgeschlechtliche-menschen-band-7-data.pdf>, 203 (Stand: 31.07.2017).

³⁰ OLSON u.a., *Baseline*.

auch für die Gutachtenpflicht diskutiert.³¹ Im Mai 2017 hat die Grünen-Fraktion einen Gesetzesentwurf im Bundestag vorgelegt, der das gegenwärtige Transsexuellengesetz durch ein Selbstbestimmungsgesetz ersetzen möchte und darauf verweist, dass das 30 Jahre alte TSG nicht mehr dem Stand der Wissenschaft entspricht.³² Im Juni 2017 hat der Bundesrat eine Entschließung verabschiedet, mit der die Bundesregierung aufgefordert wird, »darauf hinzuwirken, dass unverzüglich das TSG in Übereinstimmung mit den Ergebnissen der Gutachten aufgehoben und durch ein entsprechendes modernes Gesetz zur Anerkennung der Geschlechtsidentität und zum Schutz der Selbstbestimmung bei der Geschlechterzuordnung ersetzt wird.«³³

2. ZUR BIOLOGIE VON GESCHLECHTLICHKEIT UND GESCHLECHTSIDENTITÄT

Das Phänomen der Transsexualität macht deutlich, dass es bei der Ausbildung der geschlechtlichen Identität von Menschen geschehen kann, dass es zu einer Diskrepanz zwischen den körperlichen geschlechtlichen Merkmalen und dem Empfinden der eigenen Geschlechtsidentität kommen kann. Es bedeutete eine wichtige Unterstützung für die Durchsetzung der entsprechenden Gesetze zur Personenstandsänderung und zur Übernahme der Kosten für hormonelle und operative Behandlung, als Untersuchungen es nahelegten, dass es tatsächlich zu unterschiedlichen Entwicklungen der Morphologie der Genitalien und der Morphologie sowie Funktion von Gehirnstrukturen kommen kann, die die empfundene Diskrepanz auf eine empirisch validierbare Grundlage stellten. Dies kann im Übrigen auch in Spannung zu dem genetisch bestimmbar Geschlecht geschehen. Ein Indiz dafür, dass Transsexualität keine rein psychischen Ursachen hat, sondern tatsächlich körperlich und leiblich fundiert ist, ist auch die oben angeführte frühe Selbsterkenntnis transsexueller Kinder und Jugendlicher. Andererseits belegt das Phänomen der Transsexualität auch, dass bei Transfrauen und Transmännern die klassischen Rollenvorstellungen trotzdem wirksam sind, weil es eben um den *Wechsel* der Geschlechtsrolle geht, nicht aber um ihre Auflösung. Das lässt danach fragen, wie denn überhaupt die Entstehung menschlicher, geschlechtlicher Identität vor sich geht.

³¹ Vgl. URL: <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/themen/gleichstellung/gleichgeschlechtliche-lebensweisen-geschlechtsidentitaet/arbeitsgruppe-intersexualitaet-transsexualitaet-/73928> (Stand: 31.07.2017).

³² Vgl. URL: <http://dipbt.bundestag.de/doc/btd/18/121/1812179.pdf> (Stand: 31.07.2017).

³³ URL: [https://www.bundesrat.de/SharedDocs/drucksachen/2017/0301-0400/36217\(B\).pdf?__blob=publicationFile&v=1](https://www.bundesrat.de/SharedDocs/drucksachen/2017/0301-0400/36217(B).pdf?__blob=publicationFile&v=1) (Stand: 31.07.2017).

2.1 Einige biologische Grundeinsichten

Ich halte zunächst einige biologische Grundeinsichten fest, die für das Verständnis von geschlechtlicher Vielfalt in ihrem Zusammenhang mit der Fortpflanzung von Lebewesen überhaupt von Bedeutung sind. Zunächst einmal gilt, dass der biologische Sinn von Sexualität nicht direkt in der Fortpflanzung besteht, sondern in der Mischung der Gene der Eltern für die nachfolgende Generation, um so die genetische Variation bei gleichzeitiger Erhaltung wesentlicher Eigenschaften zu erhöhen. Prinzipiell ist Fortpflanzung auch ungeschlechtlich möglich. Dies ist nicht nur bei eukaryontischen Einzellern der Normalfall, sondern auch bei Pflanzen und bei einigen Tierarten möglich. Einzeller vermehren sich zumeist durch Zellteilung mit Kernteilung (Mitose), bei Pflanzen ist eine Vermehrung durch Ableger, Stecklinge, Sprossen o.Ä. verbreitet. Auch im Tierreich sind asexuelle Fortpflanzung oder ein Wechsel zwischen sexueller³⁴ und asexueller Fortpflanzung je nach Umwelтанforderungen durchaus möglich. Erstaunlich ist dennoch die weite Verbreitung von sexueller Fortpflanzung, da sie mit hohen Kosten für die Suche nach Sexualpartnern verbunden ist und es einem Individuum nicht erlaubt, sein gesamtes Erbgut direkt an die Nachkommen weiterzugeben. Wann genau und aus welchen Gründen die sexuelle Fortpflanzung im Laufe der Evolution entstand, ist umstritten, doch wird mit guten Gründen vermutet, dass sie vor allen Dingen der kontrollierten Erhöhung der genetischen Vielfalt einer Art durch Rekombination der Elterngene dient³⁵ sowie der Senkung der Rate nachteiliger Mutationen, da eine schädliche Anlage bei einem Elternteil oft durch die intakte Anlage vom anderen Elternteil kompensiert werden kann. Hinzu kommt, dass unabhängig voneinander entstandene nützliche Mutationen über die beiden Eltern leichter in einem Individuum zusammenkommen können. Die geschlechtliche Fortpflanzung dürfte irgendwann im Proterozoikum entstanden sein, als auch erstes tierisches Leben sich entwickelte.³⁶

³⁴ Unter sexueller oder geschlechtlicher Fortpflanzung im weitesten Sinne versteht man eine Verbindung von genetischem Material von zwei Individuen, durch die deren Erbanlagen kombiniert werden. Im engeren Sinne ist darunter der gesamte Vorgang gemeint, der die Bildung von haploiden Keimzellen (Gameten) durch eine Halbierung des Erbguts (Meiose) voraussetzt, so dass zur Fortpflanzung anschließend die Keimzellen zweier Individuen miteinander verschmelzen können und wieder ein vollständiger Satz von Erbanlagen entsteht. Ohne die vorausgehende Halbierung würde sich die Chromosomenzahl mit jeder Generation verdoppeln.

³⁵ Eben dies konnte jüngst durch vergleichende Modelle zwischen sexueller und asexueller Fortpflanzung gezeigt werden, vgl. MICHAEL J. McDONALD/DANIEL P. RICE/MICHAEL M. DESAI, Sex Speeds Adaptation by Altering the Dynamics of Molecular Evolution, in: *Nature* 531 (2016), 233-236.

³⁶ Es wird zwischen 2.500 Millionen Jahren bis ungefähr 541 Millionen Jahren vor heute angesetzt. In diesem Zeitalter nahm der Sauerstoffgehalt der irdischen Atmosphäre durch die Photosynthese der Pflanzen kontinuierlich zu, und es bildete sich dadurch eine die UV-Strahlung der Sonne dämpfende Ozonschicht, beides Voraussetzungen für die Entstehung tierischen Lebens in seiner heutigen Form.

Ein zweiter Punkt betrifft den so genannten Dimorphismus der Geschlechter, also die äußere Differenz zwischen männlichen und weiblichen Individuen, die uns aus dem Tierreich sehr vertraut ist. Männchen und Weibchen können bei vielen Tierarten leicht anhand des Äußeren unterschieden werden. Der Löwe hat im Unterschied zur Löwin eine Mähne, der Hahn im Unterschied zur Henne einen Hahnenkamm usw. Bei den Säugetieren lassen sich Männchen und Weibchen auch aufgrund der Genitalien unterscheiden, wenn die Männchen einen Penis und die Weibchen eine Vagina aufweisen. Außerdem weisen die Erbanlagen von vielen Tieren eine charakteristische genetische Differenz auf: Männliche Individuen tragen ein X- und ein Y-Chromosom, während weibliche Individuen zwei X-Chromosomen aufweisen. Dies ist der Fall bei Amphibien, nicht-fliegenden Reptilien, Säugetieren und vielen Wirbellosen. Doch die uns sofort vor Augen stehenden Beispiele führen leicht in die Irre: Es gibt eine ganze Reihe von geschlechtsdeterminierenden Faktoren, die im Tierreich eine große Variabilität bei der Festlegung (einschließlich der genetischen Festlegung) und Ausbildung der Geschlechter hervorbringen.³⁷

Doch was erlaubt es dann in der Biologie, den einen Elternteil als männlich und den anderen als weiblich zu qualifizieren? Das Merkmal, was biologisch männliche von weiblichen Tieren vor allem unterscheidet, ist die *Größe* der jeweils von ihnen produzierten Keimzellen (Anisogamie): Männliche Tiere produzieren kleine bewegliche Samenzellen, weibliche Tiere große unbewegliche Eizellen, die bei der Befruchtung miteinander verschmelzen. Es gibt allerdings Pilze und Algen, bei denen die Keimzellen (Gameten) nicht voneinander zu unterscheiden sind. Außerdem gibt es auch im Tierreich (vor allem bei Meeresbewohnern) Hermaphroditen, die beides produzieren, Ei- und Samenzellen, und zwar entweder simultan oder dadurch, dass sie das Geschlecht wechseln können. Hier kann die Biologie zwischen männlich und weiblich nicht unterscheiden! Die unterschiedliche Größe der Gameten mag dadurch bedingt sein, dass die großen Eizellen den Vorteil haben, dass sie nährstoffreich sind und damit gute Startbedingungen für die Embryonalentwicklung bieten, während die zu meist in Masse produzierten, kleinen und nährstoffarmen Samenzellen den Vorteil größerer genetischer Varianz und einer gewissen Auslese beim Wettbewerb um die Befruchtung der Eizellen aufweisen. In Kombination mag genau dies für den Vorgang der Rekombination der Elterngene von Vorteil sein.

Im Übrigen gilt, dass es keine mit dem biologischen Geschlecht fest verbundenen *Rollenmuster* (Brutverhalten, Aggressivität etc.) gibt, die eindeutig auf »männliche« oder »weibliche« Eigenschaften hinweisen. Bei Fischen z.B. übernehmen oft die Männchen, also diejenigen Individuen, die die kleineren Gameten produzieren, die Pflege der Eier und der geschlüpften Brut. Auch die *Größen- oder Abhängigkeitsverhältnisse* lassen keinen Rückschluss auf die Größe der Gameten zu. Es gibt Tierarten mit sehr großen Männchen bei sehr kleinen, abhängigen Weibchen und umgekehrt. Ebenso ist die *genitale Anato-*

³⁷ Vgl. LAURA ROSS/HEATH BLACKMON, Sex Determination, in: RICHARD M. KLIMAN (Hrsg.), *Encyclopedia of Evolutionary Biology*, Waltham 2016, 81–88.

mie überaus variabel, sowohl zwischen Arten als auch innerhalb einer Art, so dass auch darüber die Zuordnung männlich-weiblich nicht generell möglich ist. Vorhandene anatomische und andere Unterschiede der Geschlechter legen im Übrigen keine feste Rollenverteilung fest, also etwas, was man im Tierreich als *Gender* bezeichnen könnte. So kann es z.B. unterschiedliche Rollen für die Männchen einer Art geben bis dahin, dass trotz des Vorherrschens zweier typischer Rollen der Geschlechter eine Art Transgender-Verhalten von Individuen beobachtet wird.³⁸

Wir halten deshalb fest, dass es eine biologisch fundierte Kategorie des Männlichen im Unterschied zu dem Weiblichen und umgekehrt nicht gibt. Dasjenige Merkmal, das für eine allgemeine biologische Geschlechterdifferenzierung relativ sinnvoll erscheint, besteht in der unterschiedlichen Größe der Keimzellen, die von den Angehörigen der gleichen Art produziert werden. Die beim Menschen wie bei anderen höheren Säugetieren zu beobachtenden äußeren Unterschiede der Geschlechter sind nicht als solche ›männlich‹ oder ›weiblich‹, sondern sekundäre Merkmale, die von der Produktion und Weitergabe der beiden unterschiedlichen Arten von Keimzellen (Eizellen bzw. Spermazellen), von den jeweils artspezifischen Erfordernissen zur Aufzucht des Nachwuchses oder anderen Bedingungen, z.B. der sexuellen Konkurrenz innerhalb einer Art herzuweisen sind (z.B. Geweihe bei Hirschen), so dass sie als kontingent gelten können.

Für Säugetiere im Allgemeinen und Menschen im Besonderen ist festzuhalten, dass Penis, Hoden, Nebenhoden und Samenwege sowie Eierstöcke, Eileiter, Gebärmutter und Vagina im Embryo im Mutterleib aus denselben Anlagen entstehen und nur unterschiedliche Wege der Entwicklung nehmen, weil sie durch hormonelle, biochemische Differenzierung beeinflusst werden. Sie erhalten ihre für die Fortpflanzung notwendige Gestalt in einer Entwicklung, die vor allem über Hormone gesteuert wird. Über die biochemischen Vorgänge ist der ganze Organismus von der Ausbildung der so genannten sekundären Geschlechtsmerkmale über gewisse Differenzierungen in den Gehirnstrukturen bis in die Anatomie (Körpergröße, Beckenform) und Verhaltensweisen (unterschiedliche Grade von Aggressivität u.a.) von diesen Vorgängen betroffen. Außerdem sind noch weitere Gene auf den Geschlechtschromosomen X und Y verortet, die nicht direkt mit der Geschlechtsentwicklung zu tun haben, aber für eine unterschiedliche Verteilung anderer Eigenschaften verantwortlich sein könnten. Viele dieser Unterschiede zeigen große statistische Varianz, so dass zwar ein großer Teil des entsprechenden Geschlechts, nicht aber alle seine Vertreter_innen die entsprechenden Unterschiede aufweisen. Im Fall des

³⁸ Für Beispiele all dieser Zusammenhänge vgl. JOAN ROUGHGARDEN, *The Gender Binary in Nature, Across Human Cultures, and in the Bible*, in: SCHREIBER, *Transsexualität*, 413-459, vor allem aber Roughgardens große, in vielen Auflagen und Übersetzungen erschienene Studie JOAN ROUGHGARDEN, *Evolution's Rainbow. Diversity, Gender, and Sexuality in Nature and People*, Berkeley 10/2013. Für Bildmaterial von Roughgarden vgl. URL: <https://www.slideshare.net/JoanRoughgarden/presentations> (Stand: 31.07.2017).

Menschen kommt hinzu, dass die menschliche Sexualität und Geschlechtlichkeit durch einen komplexen, alle Facetten des Menschseins umfassenden und vielstufigen Prozess entsteht, der letztlich eine Fülle von Erscheinungsformen hervorbringt, die sich um die Polarität männlich-weiblich sammeln, aber ein Kontinuum von Varianten darstellen, das nicht einfach in zwei Gruppen eingeteilt werden kann. Deshalb sollen im nächsten Abschnitt Aspekte der biologischen Entwicklung *menschlicher*, d.h. nicht spezifisch männlicher oder weiblicher, Sexualität kurz skizziert werden.

2.2 Die Entwicklung menschlicher sexueller Identität

Bei einem großen Teil der Angehörigen unserer Art gibt es Differenzen in der äußeren Erscheinung zwischen Mädchen/Frauen und Jungen/Männern, die in irgendeiner Weise etwas mit dem zu tun haben, was wir als den harten Kern der biologischen Differenz der Geschlechter identifiziert hatten: die unterschiedliche Produktion von Keimzellen, sei es in den Eierstöcken, sei es in den Hoden. Und klar ist auch, dass diese unterschiedliche Ausbildung bei unserer Art etwas zu tun haben muss mit der genetischen Differenz zwischen den Geschlechtern, die auf dem Unterschied im dem Paar der 46 Chromosomen des Menschen beruht, das entweder als XX- oder als XY-Chromosomenpaar vorliegt. Im Einzelnen ist die Sache jedoch erstaunlich komplex und führt weniger zu einer starren Einteilung aller Individuen in zwei deutlich zu unterscheidende Gruppen als zu einem vielfältigen und variantenreichen Spektrum von Geschlechtlichkeit.

Zunächst einmal halten wir fest, dass schon durch den Hinweis auf die Genetik deutlich ist, dass Frauen und Männer im Sinne von XX- bzw. XY-Trägern erheblich mehr gemeinsam haben, als sie unterscheidet.³⁹ Hinzu kommt, dass der Zusammenhang von Genetik und sexueller Entwicklung überaus kompliziert ist. Die durch die chromosomale Differenz ausgelöste Entwicklung der Geschlechtsidentität stellt eine Kaskade von wechselseitig abhängigen Prozessen dar, aus deren Komplexität die Vielfalt der biologischen Erscheinungen des Geschlechtlichen beim Menschen allererst entsteht.⁴⁰ Dazu ist die Einsicht wichtig, dass Gene ihre Wirksamkeit erst dadurch entfalten, dass verschiedene Abschnitte je nach Zelltyp und Anforderung *aktiviert*, abgelesen und ihre Informationen in Proteine umgesetzt werden (Expression der Gene). Eine landläufige Vorstellung, dass in Genen gewissermaßen einprogrammiert sei, was später an Merkmalsausprägung oder gar Verhalten von Menschen zur

³⁹ Das die Geschlechter voneinander unterscheidende Y-Chromosom macht gerade einmal 2% des haploiden Genoms aus, vgl. IAN W. CRAIG/EMMA HARPER/CAROLINE S. LOAT, *The Genetic Basis for Sex Differences in Human Behaviour. Role of the Sex Chromosomes*, in: *Annals of Human Genetics* 68 (2004), 269-284: 271.

⁴⁰ Vgl. zum Folgenden vor allem MARK SOLMS, *The Biological Foundations of Gender. A Delicate Balance*, in: SCHREIBER, *Transsexualität*, 5-21, aber auch die allerdings nicht mehr ganz aktuellen Darstellungen von LESLEY J. ROGERS, *Sexing the Brain*, New York 2001 und CRAIG/HARPER/LOAT, *The Genetic Basis*.

Erscheinung kommt, ist nicht haltbar. Genetische Anlagen und verschiedenste Einflüsse innerhalb des entstehenden Organismus und aus seiner Umwelt bilden ein komplexes Wechselspiel, das erst aus dem Genotyp den Phänotyp entstehen lässt.⁴¹

In Bezug auf die Entwicklung der geschlechtlichen Anlagen gibt es vor allem in den ersten ca. 13 Lebensjahren eine Reihenfolge kritischer Zeitfenster, in denen bestimmte Strukturen sich ausbilden, die dann wiederum die Voraussetzung und Bedingungen darstellen für die weitere Entwicklung. Zunächst einmal gilt, dass ohne einen ganz bestimmten chemischen Faktor, der durch das Y-Chromosom ausgelöst und in einer frühen Phase der Embryonalentwicklung im Mutterleib aktiviert wird, sich alle Menschen zu Frauen entwickeln würden – körperlich und neuronal.⁴² Zunächst werden im Embryo die Anlagen zu den Keimdrüsen (Gonaden) so gebildet, dass sie bis etwa zur siebten Woche ununterscheidbar sind. Ein Abschnitt auf dem Y-Chromosom produziert dann eine Substanz, die wiederum Abschnitte auf den Genen in den Gonadenzellen aktiviert, so dass diese sich zu Hoden weiterentwickeln, der so genannte Hodendeterminierende Faktor. Im Tierexperiment lässt sich dies manipulieren, so dass die Geschlechtsentwicklung trotz genetischer Determination eine andere Richtung nimmt.

Im zweiten Drittel der Embryonalentwicklung beginnen die Hoden dann das Hormon Testosteron zu produzieren und in die Blutbahn auszuschütten. Testosteron wirkt auf verschiedene Teile des Körpers, in denen sich Testosteron-Rezeptoren befinden. Testosteron-Rezeptoren finden sich im Übrigen in gleicher Anzahl auch in XX-Körpern, allerdings wird hier in diesem Stadium der Entwicklung zumeist nur wenig Testosteron ausgeschüttet, so dass die Rezeptoren nicht aktiviert werden. Die Folgen der Testosteron-Ausschüttung sind mannigfaltig. Es kommt langfristig zur Ausbildung primärer und sekundärer Geschlechtsmerkmale (z.B. zum Stimmbruch in der Pubertät), zu Veränderungen in der Körpergröße und Körpergestalt etc.

Die Biochemie des Testosterons ist dabei durchaus komplex, so dass es nicht bloß als einfacher Auslöser fungiert. Es muss zum Teil in andere Stoffe umgewandelt werden, um die Zellen entsprechend zu beeinflussen. Unter anderem ist das Enzym Steroid-5 α -Reduktase im Zusammenspiel mit anderen Stoffen verantwortlich für die Umwandlung von Testosteron in Dihydrotestosteron, das die biologisch aktivste Form des Testosterons darstellt. Je nachdem, wie effektiv diese Umwandlungen sich vollziehen oder wie stark die entsprechenden Rezeptoren auf Testosteron und seine verschiedenen Formen reagieren, kommt es schon in diesen Prozessen zu unterschiedlich starken Ausprä-

⁴¹ Vgl. dazu als philosophisch differenzierte Analyse JOHN DUPRÉ, A Postgenomic Perspective on Sex and Gender, in: DAVID LIVINGSTONE SMITH (Hrsg.), *How Biology Shapes Philosophy. New Foundations for Naturalism*, Cambridge 2017, 227–246.

⁴² Allerdings ist auch die Entwicklung hin zur Frau als vielstufige und komplexe genetische Kaskade zu sehen und also als ein Entwicklungspfad, der aktiv vorangetrieben wird.

gungen der verschiedenen Geschlechtsmerkmale bis hin zu deutlich empfundenen Inkongruenzen zwischen genetischem und phänotypischem Geschlecht.

Am Ende des zweiten Drittels der Embryonalentwicklung wird dann das Gehirn in die Ausdifferenzierung der geschlechtlichen Identität mit einbezogen.⁴³ Wieder wird Testosteron umgewandelt, nun durch das Enzym Aromatase, das Testosteron in Estradiol verwandelt. Dieses Sexualhormon gehört zu der Gruppe der natürlichen Estrogene und wird bei Frauen von den Eierstöcken produziert. Estrogene fördern das Wachstum von Vagina, Gebärmutter, Eierstock und Eileiter und sorgen für die Ausbildung der sekundären weiblichen Geschlechtsmerkmale. Derselbe Stoff, der von Eierstöcken produziert wird, ist nun aber in dieser Phase in XY-Körpern, wo er von den Hoden produziert wird, verantwortlich für die ›Vermännlichung‹ des Gehirns. Es ist dabei möglich, dass eine durch Umweltfaktoren oder interne Faktoren bedingte Unterbrechung dieses Prozesses dazu führt, dass z.B. zwar die körperliche Entwicklung in Richtung eines ›männlichen‹ Körpers vor sich geht, aber das Gehirn sich ›weiblich‹ ausprägt. Analoge Vorgänge mit umgekehrtem Vorzeichen sind in XX-Körpern möglich. Solche und ähnliche Vorgänge könnten zu unterschiedlichen Formen von Transsexualität beitragen, bei denen eine Diskrepanz zwischen Körpergeschlecht und neuronalem Geschlecht besteht.

Denn es gibt jedenfalls kleine, aber statistisch durchaus signifikante Unterschiede zwischen den Gehirnen von XX- und XY-Körpern. ›Männliche‹ Gehirne sind insgesamt etwas größer, während das *corpus callosum*, das linke und rechte Gehirnhälfte miteinander verbindet, ein wenig kleiner ist, was im Allgemeinen eine stärkere Spezialisierung der beiden Hirnhälften zur Folge hat. Damit könnten die oft besser ausgeprägte Sprachfähigkeit bei Frauen und das oft bessere räumliche Vorstellungsvermögen bei Männern zusammenhängen. Auch eine als INAH-3 bezeichnete Gehirnregion im Hypothalamus ist bei Männern im Durchschnitt dreimal größer als bei Frauen. Hierin mag das größere Aggressivitätspotential von Männern begründet sein. Beide anatomischen Differenzen des Gehirns finden sich im Übrigen auch im Tierreich, aber überall eher als kleine statistische Abweichungen.

Interessant ist, dass bestimmte Zeitfenster zur ›Maskulinisierung‹ durchaus verschleiblich sind. So gibt es Gruppen in der Dominikanischen Republik, bei denen Störungen der 5-Alpha-Reduktase verbreitet sind, so dass sich die Umwandlung des weiblichen in einen männlichen Körper erst in der Pubertät vollzieht, ohne dass sich daraus für die erwachsenen Männer irgendwelche Besonderheiten ergeben. So kommt es, dass hier Kinder als Mädchen erzogen

⁴³ Es legt sich nahe, dass sich in dieser Phase die Grundlagen für die neuronale geschlechtliche Identität, teilweise auch für die sexuelle Orientierung ausbilden. Die Behauptung von Dick Swaab allerdings, all dies sei ›programmed into the hardware of our brains for the rest of our lives‹ (DICK F. SWAAB/LAURA CASTELLANOS-CRUZ/AI-MIN BAO, *The Human Brain and Gender. Sexual Differentiation of Our Brains*, in: SCHREIBER, *Transsexualität*, 23-41: 41), setzt einen neuronalen Determinismus an die Stelle eines genetischen.

werden, die sich im Kindesalter äußerlich nicht von anderen Mädchen unterscheiden lassen, sich dann in der Pubertät aber zu Männern entwickeln, weite Teile der körperlichen Entwicklung zum Mann erst in dieser Phase vollziehen und anschließend ohne Einschränkungen als Mann leben.⁴⁴

Über die beschriebenen Zusammenhänge hinaus gibt es noch eine ganze Reihe weiterer Faktoren, die das Szenario der Ausbildung der leiblich-neuronalen geschlechtlichen Identität mitbestimmen. So viel dürfte jedenfalls deutlich sein, dass gewisse Grundlagen geschlechtlicher Identität, körperlicher Erscheinungsformen und neuronaler Strukturen genetisch angelegt sind, dass sie sich aber grundsätzlich in einem komplexen und variantenreichen Prozess sukzessive ausbilden. Und es gilt, dass alle Menschen eine Mischung aus ›männlich‹ und ›weiblich‹ sind und dass die menschliche Geschlechtsidentität mindestens so große Varianz zeigt wie andere menschliche Eigenschaften auch. Genetische Zusammenhänge und interne wie externe Faktoren wirken dabei zusammen. Der neuronalen Entwicklung, bei der es zu Inkongruenzen mit der übrigen körperlichen Entwicklung kommen kann, kommt dabei eine besondere Bedeutung zu, denn über die Hirnstrukturen wird unsere mentale Selbstwahrnehmung ermöglicht und bedingt.⁴⁵ In unserem Bewusstsein erfahren wir uns selbst, verhalten wir uns zu uns selbst, bilden wir unsere eigene Identität heraus, sind wir offen für die Beziehungen zu anderen Menschen, und so erst bilden wir unsere geschlechtliche Identität und Beziehungsfähigkeit aus. Oder wie es der Sexualforscher Milton Diamond einmal formulierte: »Unser wichtigstes Geschlechtsorgan sitzt nicht zwischen den Beinen, sondern zwischen den Ohren.«⁴⁶ Genetische, hormonelle und neuronale Aspekte wirken also zusammen und bringen eine komplexe Vielfalt von Erscheinungen hervor, die sich um zwei Pole von geschlechtlicher Identität konzentrieren, ohne diese Polarität zu einem starr binären Dual zu machen. Strikte Binarität stellt sich vor allem dadurch ein, dass soziale Dynamiken unter anderem durch gesellschaftliche Muster und Rollen die vorhandene Varianz überformen und in Richtung distinkter Zuordnung zum Geschlechterdual drängen, um dadurch Erwartungssicherheit im Umgang miteinander zu fördern.

⁴⁴ Vgl. SOLMS, *Biological Foundations*, 16 und ROGERS, *Sexing the brain*, 33.

⁴⁵ Wir können in diesem Beitrag nicht die alte und große philosophische Frage nach dem Verhältnis von Leib und Seele oder Körper und Geist mit verhandeln. Wir gehen von der kaum zu bestreitenden Tatsache aus, dass mentale Vorgänge in neuronalen Vorgängen ihre materielle Grundlage haben, ohne dass das Verhältnis eines kausaler oder einsinniger Abhängigkeit wäre, oder impliziert wäre, dass mentale Vorgänge auf neuronale reduziert werden können. Vgl. dazu vom Vf.: DIRK EVERS, *Der menschliche Mensch. Hirnforschung und christliches Menschenbild*, in: JAN C. SCHMIDT/LARS SCHUSTER (Hrsg.), *Der entthronte Mensch? Anfragen der Neurowissenschaften an unser Menschenbild*, Paderborn 2003, 327–347; DERS., *Hirnforschung und Theologie*, in: *ThLZ* 131 (2006), 1107–1122; DERS., *Sind wir unser Gehirn? Menschliche Identität im Spannungsfeld von Theologie und Wissenschaft*, in: SCHREIBER, *Transsexualität*, 465–481.

⁴⁶ Vgl. das Interview MILTON DIAMOND/HERTHA RICHTER-APPELT, »Das wichtigste Sexualorgan sitzt zwischen den Ohren«, in: *Z Sex-Forsch* 21 (2008), 369–376.

Wir können nun nachvollziehen, wie es zu dem kommt, was man als Transsexualität bezeichnet und was auf der Dysphorie zwischen verschiedenen Ebenen des Geschlechtlichen beruht, ohne dadurch die Geschlechtsrollen als solche obsolet zu machen. Es wird aber auch verständlich, wie andere intersexuelle Ausprägungen zustande kommen können, die eben auf den klassischen Geschlechterdual nur bedingt bezogen sind. Dies alles zeigt nach meiner Auffassung ein Doppeltes. Zum einen bricht es den schlichten, auf einer scheinbar vorgegebenen Kongruenz von natürlicher Sittlichkeit, Naturordnung und Biologie begründeten, streng binären Code der traditionellen Geschlechterrollen auf und zeigt das unauflösliche Ineinander von Körperlichkeit, sozial-kulturellen Mustern und dem Selbstverhältnis menschlicher Individuen. Und es zeigt zum anderen, dass geschlechtliche Identität nicht einfach ein Konstrukt ist und als solches durch die sozialen, kulturellen, rechtlichen und sprachlichen Muster und Machtverhältnisse *hergestellt* wird, ja dass auch und gerade transsexuelle und transidentitäre Menschen auf das Spiel mit den sozialen Rollen angewiesen sind, sich in ihrer Selbstbestimmung darauf beziehen und ihnen wesentliche Momente einer selbstbestimmten Identität verdanken. Eine gender-sensible theologische Anthropologie müsste diesem komplexen Wechselspiel Rechnung tragen, bei dem objektivierende Perspektiven der 3. Person, zu denen heute die empirischen Wissenschaften aufklärerisch und hoffentlich differenziert und differenzierend Wesentliches beitragen können,⁴⁷ je und je individuelle, eigenverantwortliche Selbstwahrnehmung und Selbstbestimmung in der Perspektive der 1. Person sowie Kategorien von Sprache, Kultur und Rollenmustern, also gewissermaßen Zusammenhängen in der Perspektive der 2. Person, zusammenkommen.⁴⁸

Für den Umgang mit unserer sexuellen und geschlechtlichen Identität bedeutet dies, dass wir mit der Widerständigkeit biologischer Gegebenheiten zu rechnen haben, und auch damit, dass unser aus Biologie und Medizin gewonnenes Wissen und die damit verbundenen medizinischen Möglichkeiten in unser Selbstverständnis mit eingehen. Eben in diesem Sinne hat auch Judith Butler der materiellen Körperlichkeit Bedeutung zugeschrieben und festgehalten,

dass es eine störrische, nicht von Diskursen erzeugte Materialität des Körpers gibt. Ich sage nicht: Es gibt gar keine *materielle Körperlichkeit*, es gibt nur Diskurse, und allein Diskurse sind Auslöser und Bedingung für die Erzeugung dessen, was wir Körperlichkeit nennen. Nein! [...] Was ich meine ist: Wir versuchen immer, den Körper zu beschreiben. Die Biologie versucht, den Körper zu beschreiben. Doch es gibt keine Beschreibung, die den Körper erfasst. Jede Beschreibung scheitert, weil sich ihr etwas Eigensinniges widersetzt, eine Art ›Persistenz‹. Ich meine nicht, dass wir

⁴⁷ Das gilt jedenfalls, solange sie nicht naturalistisch eingeführt werden, vgl. den Abschnitt »III Naturalismus und Subjekt«, in: EVERS, *Sind wir unser Gehirn?*, 472-477.

⁴⁸ Vgl. DIRK EVERS, *Wirklichkeit - ›Was der Fall ist‹ oder ›Wie es Euch gefällt?‹*, in: BIRGITTA A. WEINHARDT/JOACHIM WEINHARDT (Hrsg.), *Naturwissenschaften und Theologie II*, Stuttgart 2014, 91-107.

frei wählen können, was wir sind, oder dass wir uns, je nach Bedarf, unbegrenzt umgestalten können.⁴⁹

Geprägt werden unsere Möglichkeiten der Selbstbestimmung und des Umgangs mit objektivierten Erscheinungen von Geschlecht und Sexualität⁵⁰ durch sprachliche, kulturelle und soziale Rollen, Erwartungen und Verstärkungen. Und wir werden unsere Selbstwahrnehmung und Selbstbestimmung immer wieder abgleichen müssen mit der Achtung der Selbstbestimmung anderer. Unsere Geschlechtsidentität und Sexualität umfassen insofern alle Ebenen des Menschseins, die körperliche, leibliche, seelische, geistige und kulturelle, wobei alle diese Ebenen und Perspektiven nicht als statisch, sondern im Zusammenhang einer relationalen Ontologie des Werdens verstanden werden müssen.⁵¹ Theologische Anthropologie müsste dann starren, binär codierten Geschlechterstereotypen den Abschied geben, ohne dass sie ihre Sprachfähigkeit in Bezug auf das verlieren dürfte, was mit dem Dual männlich-weiblich impliziert ist, nämlich die mit den Differenzen der Geschlechter verbundene Natalität von uns Menschen, die wir unser Dasein dem Zusammenhang von Zeugung, Geburt und Weitergabe des Lebens verdanken, die wir auf je unsere Weise teilnehmen am Spiel von Liebe, Erotik und Partnerschaft und die wir alle angewiesen sind auf Zuwendung, Anerkennung und Achtung und eben darin auch zutiefst verletzlich sind. Dazu soll der Schlussabschnitt einige Grundlinien entfalten.

3. HERAUSFORDERUNGEN UND PERSPEKTIVEN FÜR EINE CHRISTLICH-THEOLOGISCHE ANTHROPOLOGIE

Wenn wir uns die eben aufgeführten Grundzüge der Ausbildung menschlicher Sexualität vor Augen halten, dann bestätigt sich ein Grundsatz, der auch die Entwürfe heutiger theologischer Anthropologie im Sinne der aufgerufenen Kategorie der Natalität bei Hannah Arendt prägen sollte: Unser Menschsein ist uns nicht einfach gegeben, sondern aufgegeben. Weder sind wir die Marionetten unserer Gene, noch sind wir identisch mit unserem Gehirn. Es ist jeweils das Wechselspiel von Körper, Umwelt und Selbstbestimmung, aus dem wir als leibliche Wesen hervorgehen, oder besser: in dessen Vollzug wir unsere Existenz als Aufgabe erfahren. Das schließt ein, dass wir unsere Identität als

⁴⁹ JUDITH BUTLER, Das Gespräch: Interview mit Judith Butler, in: *Philosophie Magazin* (2013), 64–69: 67.

⁵⁰ Hier treffe ich mich mit der Analyse von John Dupré, der darin auch eine Relativierung der Unterscheidung zwischen Sex und Gender sieht. Diese Unterscheidung »will continue to be pragmatically useful«, doch »most fundamentally it may be better to think of sex/gender as one seamless axis of differentiated development« (DUPRÉ, *Postgenomic Perspective*, 244).

⁵¹ Vgl. EMMA PASK, *Becoming Sexed*, in: SCHREIBER, *Transsexualität*, 635–651.

Individuen nicht einfach vorfinden, sondern sie entwickeln und bewähren müssen. Wir sind, wie dies der Philosoph Charles Taylor einmal formuliert hat, *self-interpreting animals*⁵², also verkörperte Subjekte, die einerseits über ihre leiblich-körperliche Gestalt mit dem Ganzen der Wirklichkeit verbunden sind, andererseits aber ihre Existenz nicht einfach als Funktion ihrer körperlich-leiblichen Vollzüge verstehen können.

3.1 Verkörperung⁵³

In einer groß angelegten, zweibändigen theologischen Anthropologie hat dies der nord-amerikanische Theologe David Kelsey kürzlich unter dem Stichwort »*personal bodies*« geltend gemacht. Er hat diesen Ausdruck aus Paul Ricœurs Werk *Le volontaire et l'involontaire* von 1950 übernommen.⁵⁴ Damit markiert er die nach seiner Auffassung für alle theologische Anthropologie fundamentale Einsicht, dass in der christlichen Sicht auf den Menschen die Kategorie des organischen, materiellen, leiblichen Körpers verbunden werden muss mit der Kategorie des Personalen. Er setzt dies ab von einer seit der frühen Neuzeit einfluss- und folgenreichen Sicht des Menschen, die er abgekürzt mit der Formel »*spiritual machine*« bezeichnet⁵⁵ und die er mit entsprechenden Unterscheidungen zwischen dem Geistigen, Spirituellen und Intellektuellen auf der einen und dem Materiellen, Ausgedehnten und Physikalischen auf der anderen Seite verbindet, wie sie bei John Locke und René Descartes zu finden sind.

Kelsey will dagegen stark machen, dass »all human capacities and powers are in some way rooted in human bodies«⁵⁶. Dieser Ausdruck soll als so etwas wie der Polarstern dienen, an dem sich alle theologische Anthropologie ausrichtet und »that helps keep theological anthropology from drifting into spiritualizing and dualist views of human being«⁵⁷. Er möchte damit dem Bild des von einer Seele animierten, maschinenhaft verstandenen Körpers dasjenige einer leiblich-seelisch verfassten und komplex agierenden, verantwortlichen Person entgegenstellen und festhalten, theologische Anthropologie »should focus on the implications of the view that what we are is not spiritual souls contained in bodies, not ghosts in machines, not even centers of consciousness floating somehow above brains, but extraordinarily complex organic bodies with an extraordinary range of powers.«⁵⁸

⁵² Vgl. CHARLES TAYLOR, *Self-Interpreting Animals*, in: *Philosophical Papers*, Bd. 1: *Human Agency and Language*, Cambridge 1985, 45–76.

⁵³ Vgl. jetzt auch GREGOR ETZELMÖLLER/ANNETTE WEISSENRIEDER (Hrsg.), *Verkörperung als Paradigma einer theologischen Anthropologie*, Berlin 2016.

⁵⁴ PAUL RICŒUR, *Le volontaire et l'involontaire*, Paris 1950, dt. Ausgabe: DERS., *Das Willentliche und das Unwillentliche*, Paderborn 2016. Die englische Ausgabe *The Voluntary and the Involuntary* erschien 1966.

⁵⁵ Vgl. auch DAVID H. KELSEY, *Spiritual Machines, Personal Bodies, and God*. Theological Education and Theological Anthropology, in: *Teaching Theol & Rel* 5 (2002), 2–9.

⁵⁶ A.a.O., 6.

⁵⁷ A.a.O., 8.

⁵⁸ A.a.O., 7.

Als solche verkörperte Personen existieren Menschen im Übrigen »exzentrisch«⁵⁹, insofern sie sich dadurch als personale Wesen entwickeln, dass sie auf anderes und andere bezogen sind. In einer theologischen Perspektive stellt Gott, von dem her, durch den und auf den hin Menschen leben, den letzten Horizont des Bezugs menschlicher Existenz dar.⁶⁰ Das impliziert dann auch, dass menschliche Identität in letzter Konsequenz vom Gottesbezug her bestimmt werden muss und nicht durch den Bezug auf irgendeine andere geschaffene Wirklichkeit festgelegt ist.⁶¹ Deutlich wird der über das Leibliche vermittelte exzentrische Grundzug menschlicher Existenz an einer ganzen Reihe spezifisch menschlicher Phänomene wie dem *Gewissen*, mit dem wir uns vor uns selbst zitieren und durch das wir nach unserer Verantwortung fragen, oder im Gefühl der *Scham*, mit dem wir auf eine vermeintliche oder tatsächliche Inkongruenz zwischen unserem Selbstbild und dem, was wir in einer öffentlich wahrgenommenen Situation darstellen, reagieren.

Auch unsere sexuelle Identität in der ganzen Breite ihrer Möglichkeiten verdankt sich dieser Struktur menschlicher Existenz. Wir haben unsere sexuelle und geschlechtliche Identität nicht einfach als Eigenschaft; wir erwerben sie und bilden sie aus. Und dieser Erwerb und diese Ausbildung sind nicht einfach eine Funktion unserer Biologie noch der uns prägenden kulturellen Muster, sondern vielfältig mitbestimmt einerseits durch die exzentrischen Bezüge, in denen wir existieren, andererseits durch unsere eigenverantwortliche Selbstbezüglichkeit, mit der wir uns dazu verhalten und gerade darin zu Personen werden. In den Gender-Studies hat man diese, zunächst aus kulturvergleichenden Studien gewonnene Einsicht mit dem Begriff des »*Doing Gender*« zusammengefasst, der zum Ausdruck bringen soll, dass die Vorstellung des Geschlechts als einer starren, klar bestimmbaren Eigenschaft unzureichend ist, sondern die Zuweisung und Ausbildung sexueller und geschlechtlicher Identität als ein Produkt performativer Tätigkeiten verstanden werden muss, bei dem biologische, kulturelle, sprachliche und eigene Anteile ineinander fließen.⁶²

⁵⁹ Vgl. den Titel seiner Anthropologie und den Anhang im zweiten Band »Who Human Beings Are as Eccentric Beings: DAVID H. KELSEY, *Eccentric Existence. A Theological Anthropology*, 2 Bd., Louisville 2009, 1045–1050.

⁶⁰ Ähnlich identifizierte Wolfhart Pannenberg in seiner einflussreichen Anthropologie (WOLFHART PANNENBERG, *Anthropologie in theologischer Perspektive*, Göttingen 1983) das Besondere des Menschen in dessen Weltoffenheit, die nach Pannenberg eine grundlegende Gottbezogenheit voraussetzt und zugleich in Spannung steht zur Ichbezogenheit des Menschen.

⁶¹ Vgl. KELSEY, *Eccentric Existence*, 340. So wichtig die Betonung der Unbedingtheit des Gottesbezugs auch ist, problematisch scheint mir bei Kelsey doch zu sein, dass er dieses nur schwer mit der überhaupt exzentrischen und relationalen Verfasstheit des Menschen inmitten der ihn immer mitbestimmenden geschöpflichen Wirklichkeit vermitteln kann.

⁶² Vgl. als eine erste kurze Einführung mit weiterer Literatur: Alexander Geimer (2013), *Doing Gender*, in: *Gender Glossar/Gender Glossary*, URL: <http://gender-glossar.de> (Stand: 31.07.2017).

Damit erklärt sich auch die kulturelle Vielfalt im Umgang mit Zuschreibungen des Geschlechtlichen.

Zugleich macht dies deutlich, dass und warum Menschen gerade in Bezug auf sexuelle und geschlechtliche Identität besonders empfindsame und verletzbare Wesen sind. Sexualität lässt uns untereinander verbunden sein und macht zugleich Differenz körperlich sichtbar und spürbar. Sie hat etwas Entblößendes und ist mit Scham, mit Tabus verbunden. Sie lässt uns Befriedigung erfahren und unstillbaren Hunger zugleich. Sie lässt uns uns selbst mit den Augen der anderen sehen, und auch dies ist eine ebenso großartige wie ambivalente Erfahrung. Sexualität ist eine Quelle tiefen Glücks und doch zugleich und gerade deshalb potentiell ein Medium von Gewalt gegen sich selbst und andere, ein Zusammenhang von Bemühen, Gelingen, Scheitern, Schuld und tiefer Erfüllung. Das macht die menschliche Sexualität auch zu einem Angriffspunkt für Gewalt, Demütigung und Unterdrückung, wie es sich in sexuellem Missbrauch oder Vergewaltigung bis in heutige Kriegsschauplätze hinein niederschlägt.

Damit mag auch zusammenhängen, dass die Einsicht in den relationalen, beziehungsreichen und über die natürlichen Verhältnisse des Körperlichen und Leiblichen vermittelten Charakter menschlichen Lebens zwar einerseits eine Befreiung von traditionellen Festlegungen des Menschlichen auf bestimmte Eigenschaften oder Vollzüge bedeutet, einschließlich einer Befreiung von reduktionistisch-naturalistischen Menschenbildern, dass aber andererseits mit dieser Einsicht auch eine verstärkte Verunsicherung einhergehen kann. Die Auflösung und Optionalisierung traditioneller sexueller und geschlechtlicher Muster und die oft propagierte Auflösung der Kategorie des ›Natürlichen‹ in der Moderne markieren zugleich die Aufgabe, der sich auch eine theologische Anthropologie zu stellen hat, woher wir nämlich in der Frage nach sexueller und geschlechtlicher Identität neue Kriterien gewinnen, wenn eine normative Kraft des Natürlichen kaum noch vorhanden ist. Als schnelle Entlastung werden fundamentalistische, chauvinistische oder auch neue naturalistische Eindeutigkeiten⁶³ propagiert. Theologische Anthropologie wird dem gegenüber auf Kategorien wie der *Gottesebenbildlichkeit* in *schöpfungstheologischer* sowie der *Rechtfertigung* in *soteriologischer* Hinsicht verweisen. Beide Aspekte möchte ich zum Schluss noch kurz andeuten.

3.2 Gottesebenbildlichkeit

In schöpfungstheologischer Perspektive ist von einer christlich-theologischen Anthropologie her auszustellen, dass das Verständnis des Menschen als des Bildes Gottes nicht dazu dienen kann, in religiöser Perspektive über Menschen ›im Bilde‹ sein und sie auf einen Stereotyp verpflichten zu können. Zwar ist gerade an der einschlägigen Stelle der ersten Schöpfungserzählung der Bibel,

⁶³ Vgl. etwa die Identifizierung menschlicher Personalität mit dem Gehirn in dem auch auf menschliche Sexualität ausführlich eingehenden und darin auch durchaus instruktiven Buch von DICK SWAAB, *Wir sind unser Gehirn. Wie wir denken, leiden und lieben*, München 2013.

in Gen 1,26–27, davon die Rede, dass Menschen darin als Gottes Ebenbild geschaffen sind, dass sie männlich und weiblich erschaffen wurden.⁶⁴ Die Lutherübersetzung, die Zürcher Bibel und die meisten anderen deutschen Übersetzungen übersetzen so, dass Gott den Menschen als Mann und Frau schuf und damit gewissermaßen in zwei disjunkten Menschengruppen. Doch es wird in Gen 1 gerade nicht wie dann in Gen 2 ein Menschenpaar geschaffen, sondern die männlich und weiblich qualifizierte Menschheit. Der Vers Gen 1,27 wechselt vom Singular in einen unbestimmten Plural und verweist dabei mit den entsprechenden Adjektiven auf die Polarität der Geschlechter, die die Menschheit prägt, so dass von vornherein »das Sein des Menschen als auf den Anderen bezogenes Menschsein zu begreifen«⁶⁵ ist.

Ohne zu unterstellen, dass die Verfasser und Redakteure von Gen 1 daran gedacht hätten, mit dieser Formulierung den klassischen binären Geschlechterdual zu unterlaufen, so zeigt sich dieser Vers dennoch anschlussfähig an die vorgeführte Sicht der Geschlechterpolarität als relatives und verschiebliches Kontinuum. Dass die Menschheit im Plural und in dieser leiblich-geschlechtlichen Qualifizierung ihrem Schöpfer entspricht, zeigt einerseits den relationalen Charakter der Gottebenbildlichkeit, wie er sich auch und gerade in Leiblichkeit, Geschlechtlichkeit und Sexualität zeigt, andererseits auch den Tabu- und Schutzcharakter, den die Kategorie des Bildes Gottes an dieser Stelle zum Ausdruck bringt: So wie man sich von Gott letztlich kein Bild machen kann, so können auch die Menschen als das relative Bild Gottes über die Tatsache hinaus, dass sie zum Gegenüber Gottes berufen sind, nicht typologisch fixiert werden. Die Gottebenbildlichkeit besteht in der Berufung zur Beziehungs- und Liebesfähigkeit, die in Selbstbestimmung gegründet ist und als solche im Sinne der neuzeitlichen Interpretation als unveräußerliche Menschenwürde davor schützt, auf soziale und andere Rollen festgelegt und der eigenen Verantwortlichkeit beraubt zu werden.

Menschliche geschöpfliche Existenz ist so immer auch Berufung zu einem selbstbestimmten Vollzug des eigenen Lebens als einer uns von Gott zugemuteten Aufgabe, die nach biblischem Verständnis die Gnade und Barmherzigkeit Gottes selbst widerspiegeln soll. Insofern also die geschlechtliche Identität von Menschen nicht als prädeterminierte Eigenschaft missverstanden werden darf, sondern als Aufgabe und Berufung zu verstehen ist, ist auch die Frage danach, was denn eine Abweichung von dem Schöpferwillen Gottes bedeutet, eine nur sehr differenziert und mit äußerster Vorsicht zu stellende Frage. Ein transsexueller Körper ist jedenfalls nicht als »defekt«, »missraten« oder gar »missgestaltet« zu verstehen, ebenso wenig wie eine nicht auf das andere Geschlecht ausgegerichtete sexuelle Orientierung als »Abweichung« von der geschöpflichen Be-

⁶⁴ Vgl. zum Folgenden auch den exegetischen Beitrag von Andrea Taschl-Erber in diesem Band.

⁶⁵ EBERHARD JÜNGEL, Die Wahrnehmung des Anderen in der Perspektive des christlichen Glaubens, in: DERS., *Indikative der Gnade - Imperative der Freiheit*, Tübingen 2000, 205–230: 217.

stimmung zu verstehen ist. Beides sind je besondere Konstellationen einer – wie viele andere Aspekte menschlicher Existenz nicht immer leichten – Berufung zu einer die Gnade und Barmherzigkeit Gottes im Selbstverhältnis und im Verhältnis zu anderen Menschen widerspiegelnden Existenz. Inter- und Transkörper stellen nicht eine Störung des ursprünglichen oder intendierten ›Bildes‹ dar, die behoben werden muss, sondern eine je individuell zu verantwortende und sozial mit zu tragende Aufgabe, ja eine göttliche Berufung, die Lebensentwürfe prägt.

3.3 Rechtfertigung und Wiedergeburt

Mit der Kategorie der Gottebenbildlichkeit haben wir die schöpfungstheologische Seite christlicher Anthropologie in den Blick genommen. Von ihr ist noch einmal die soteriologische Fragestellung – nicht zu trennen, aber doch – zu unterscheiden. Wenn wir, auch im Sinn von Hannah Arendts Kategorie der ›Natalität‹ menschliche Existenz als Berufung, als Aufgabe und Anfangen begreifen, dann stellt sich die Frage nach Gelingen und Scheitern menschlicher Existenz. Wenn die Bestimmung des Menschen gerade nicht durch Maßnahmen an einem dem Menschen in seiner leiblich-seelischen Existenz äußerlich bleibenden, fixierten Bild gewonnen werden kann, dann sind klassische Denkfiguren wie die von Sünde, Fall und Restitution der Gottebenbildlichkeit obsolet. Dann muss der Vorgang, durch den Menschen überhaupt für ein Leben im Glauben an den sie berufenden und rechtfertigenden Schöpfergott gewonnen werden, viel stärker dynamisch verstanden werden. Es geht beim christlichen Leben im Horizont des Glaubens nicht um das Fürwahrhalten von Glaubenssätzen oder um eine effektive Strategie, die ewige Seligkeit zu gewinnen. Es geht um das Ineinander von Glaube, Liebe und Hoffnung (1 Kor 13,13), in deren Dreiklang Menschen sich so, wie sie sind, als von Gott angenommene, geliebte und berufene Wesen verstehen. Christlicher Glaube als ›Grundakt menschlicher Existenz‹⁶⁶ entdeckt das unbedingte Ja Gottes zum eigenen Leben und darin zugleich neue Möglichkeiten, sich zu sich selbst und zu anderen in geistesgegenwärtiger Liebe und schöpferischer Hoffnung zu verhalten. Es entsteht für alle Menschen, jenseits aller sexuellen und geschlechtlichen Zuordnungen, eine neue Dynamik der Ausrichtung an Gottes schöpferischer, versöhnender und erneuernder Gegenwart. Anschlussfähig an die Kategorie der ›Natalität‹ beschreiben das Neue Testament und mit ihm große Teile der theologischen Tradition diesen Vorgang als Wiedergeburt, als erneuerten Anfang leib-seelischer und gemeinschaftlicher Existenz.⁶⁷

In soteriologischer Zuspitzung wird man diesen Gedanken für eine christlich-theologische Anthropologie dadurch weiterführen können, dass man auf die paulinisch und reformatorisch zentrale Kategorie der Rechtfertigung der Menschen allein aus Glauben verweist. Es ist Gott und Gott allein, der das Leben

⁶⁶ EBERHARD JÜNGEL, Art. Glaube IV. Systematisch-theologisch, in: *RGG* Bd. 3, 2000, 953–974: 973.

⁶⁷ Vgl. z.B. Joh 3,1–8.

von Menschen rechtfertigt. Weder kann ein Mensch das für sich selbst tun, noch steht es anderen zu, über das Daseinsrecht von Menschen letztlich zu urteilen. Angesichts einer exzessiven, heute weniger durch klassische Moralvorstellungen als durch den medialen Druck beständiger Selbstdarstellung, Selbstrechtfertigung und Lebenskontrolle befeuerten »Tribunalisierung der modernen Lebenswelt«⁶⁸ könnte die Entlastungsfunktion der Rechtfertigungslehre neue Relevanz erhalten und zu neuen Freiheitsgewinnen, auch angesichts der Vielfalt des Geschlechtlichen, führen.

Vorgegebene Rollen auszufüllen und sich damit an Idealen von Identität zu messen und messen zu lassen, ist anstrengend. Das trifft nicht nur auf traditionelle Rollen zu, in denen sich vor allen Dingen Frauen am Ideal moralisch unschuldigen, sexuell passiven und sozial vornehmlich kooperativen und sich unterordnenden Verhaltens zu orientieren hatten. Das gilt auch für die Moden und Idealisierungen, die in unseren gegenwärtigen westlichen, pluralen und sexuell aufgeklärten Gesellschaften wirksam sind. Sie spielen zwar ganz bewusst mit den Zuschreibungen zu den traditionellen Geschlechterrollen, um sie aufzubrechen und neu zu formieren, sie tun dies aber nur sehr bedingt, um damit Freiheitspotentiale zu wecken und Liebesfähigkeit zu fördern. Es geht um die Erfüllung sexualisierter und oft künstlich aufgeladener Phantasien, denen nahezukommen und zu genügen die entsprechenden Produkte helfen sollen. Sexualisierung geht mit Ökonomisierung einher. Auf Reklamepostern für Unterwäsche sind Frauen mit Halsband zu sehen, und Fitness-Studios bieten *pole-dancing* statt Zirkeltraining an. Mit geradezu symbolischer Bedeutung wird dabei die die äußeren sexuellen Merkmale betonende, aber auch mit den Gender-Rollen spielende Kleidung versehen. Hinzu kommen neue Formen der Körpergestaltung, von der Haarentfernung über Tattoos und Piercing bis hin zu Möglichkeiten der kosmetischen Chirurgie. Rollen und Bilder entstehen auch für neue Formen eines Machismo, wenn in Videos Rapper - umgeben von unterwürfigen, halbnackten Frauen - frauenverachtende Texte singen und dies mit Symbolen eines zur Schau gestellten Reichtums verbunden wird. Sex gewinnt so eine bislang unbekannte Präsenz im öffentlichen Raum, und neue, auf ökonomische Interessen ausgerichtete, sich als machtvoll und selbstbestimmt inszenierende Rollen entstehen, denen zu entsprechen anstrengend, oft entfremdend und ökonomisch kostspielig ist, mit denen Freiheits- und Selbstbestimmungsgewinne nur bedingt einhergehen und die für das Ausleben von Geschlechtlichkeit in tragfähigen Beziehungen wenig hilfreich sind.

Es ist heute vielleicht eine der größten spirituellen und emotionalen Herausforderungen menschlichen Lebens, in Beziehungen auf Dauer zu leben und leiblich wie seelisch, körperlich wie intellektuell gemeinsam Erfüllung zu finden, zwischen erregender Phantasie und ungeschöner Wirklichkeit vermitteln zu können, auf der Suche nach Momenten von Glück, Hingabe und Begegnung zu bleiben und sich nicht bloß mit dem Praktischen zufrieden zu geben. Eine

⁶⁸ KÖRTNER, *Dogmatik*, 493.

Partnerschaft mag die Form der Ehe oder andere Formen annehmen,⁶⁹ sie mag Kinder und andere Verwandte oder weitere Personen in engeren und weiteren Kreisen mit einschließen in einer großen Varianz der Möglichkeiten – von entscheidender Bedeutung wird immer wieder das biologisch durch Trieb und Geschlechtsakt leidenschaftlich werdende und leiblich durch Berührung, Kuss und Umarmung sich verkörpernde Bezogensein zweier Menschen sein, die miteinander und füreinander da sind. Für die darin zum Ausdruck kommende Fähigkeit des Menschen, bei einem anderen zu sich selbst kommen zu können, seinem Leben gerade durch Zuwendung und Hingabe zu einem anderen eine eigene Prägung geben zu können, und darin leiblich wie seelisch und geistlich zu einer gewissen Reife und Fülle der Existenz kommen zu können, sind alle kulturellen Skripte zu eng und allenfalls bedingt dienlich. Auch diese Hinweise können nur Andeutungen sein und versuchen, neue Perspektiven auf normativ wirksame Zusammenhänge zu eröffnen. Die eigentümliche Hartnäckigkeit, mit der sich bestimmte Formen der Zweierbeziehung und ein Verständnis von Familie als leiblich-seelischem Schutzraum über biologische Verwandtschaft hinaus trotz allen Scheiterns und aller Verzerrungen auch in unserer Gesellschaft halten, weist darauf hin, dass sich hier trotz aller Vereinnahmungen durch die Ökonomisierung von Liebe und Sexualität ein anthropologisches Grundbedürfnis artikuliert, das implizit normbildend bleibt.

⁶⁹ Vgl. dazu den Beitrag von Christoph Seibert in diesem Band.

LITERATURVERZEICHNIS

- ADAMIETZ, LAURA/BAGER, KATHARINA, *Gutachten: Regelungs- und Reformbedarf für transgeschlechtliche Menschen. Begleitmaterial zur Interministeriellen Arbeitsgruppe Inter- & Transsexualität* - Band 7, November 2016, URL: <https://www.bmfsfj.de/blob/114064/460f9e28e5456f6cf2ebdb73a966f0c4/mag-band-7-regelungs-und-reformbedarf-fuer-transgeschlechtliche-menschen-band-7-data.pdf> (Stand: 31.07.2017).
- ARENDDT, HANNAH, *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, München ¹²2001.
- BARTH, KARL, *Die kirchliche Dogmatik III/4. Die Lehre von der Schöpfung. 4. Teilband: Das Gebot des Schöpfers*, Zürich 1951.
- BENJAMIN, HARRY, *The Transsexual Phenomenon*, New York 1966.
- BORCK, CORNELIUS, Art. Sexualität I, in: *HWP* Bd. 9, 1995, 725-729.
- BUTLER, JUDITH, Das Gespräch: Interview mit Judith Butler, in: *Philosophie Magazin* (2013), 64-69.
- CRAIG, IAN W./HARPER, EMMA/LOAT, CAROLINE S., The Genetic Basis for Sex Differences in Human Behaviour. Role of the Sex Chromosomes, in: *Annals of Human Genetics* 68 (2004), 269-284.
- DIAMOND, MILTON/RICHTER-APPELT, HERTHA, »Das wichtigste Sexualorgan sitzt zwischen den Ohren«, in: *Z Sex-Forsch* 21 (2008), 369-376.
- DUPRÉ, JOHN, A Postgenomic Perspective on Sex and Gender, in: DAVID LIVINGSTONE SMITH (Hrsg.), *How Biology Shapes Philosophy. New Foundations for Naturalism*, Cambridge 2017, 227-246.
- ETZELMÜLLER, GREGOR/WEISSENRIEDER, ANNETTE (Hrsg.), *Verkörperung als Paradigma einer theologischen Anthropologie*, Berlin 2016.
- EVERS, DIRK, Der menschliche Mensch. Hirnforschung und christliches Menschenbild, in: JAN C. SCHMIDT/LARS SCHUSTER (Hrsg.), *Der entthronte Mensch? Anfragen der Neurowissenschaften an unser Menschenbild*, Paderborn 2003, 327-347.
- DERS., Hirnforschung und Theologie, in: *ThLZ* 131 (2006), 1107-1122.
- DERS., Wirklichkeit - ›Was der Fall ist‹ oder ›Wie es Euch gefällt?, in: BIRGITTA A. WEINHARDT/JOACHIM WEINHARDT (Hrsg.), *Naturwissenschaften und Theologie II*, Stuttgart 2014, 91-107.
- DERS., Sind wir unser Gehirn? Menschliche Identität im Spannungsfeld von Theologie und Wissenschaft, in: GERHARD SCHREIBER (Hrsg.), *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften*, Berlin 2016, 465-481.
- FREUD, SIGMUND, Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, in: *Studienausgabe*, Bd. V: *Werke aus den Jahren 1904-1905*, Frankfurt am Main ⁴1968, 27-146.
- GOLDSCHMIDT, RICHARD, Vorläufige Mitteilung über weitere Versuche zur Vererbung und Bestimmung des Geschlechts, in: *Biologisches Centralblatt* 35 (1915), 565-570.
- HIRSCHFELD, MAGNUS, Die intersexuelle Konstitution, in: *Jahrbuch sexueller Zwischenstufen* 23 (1923), 3-27.
- JÜNGEL, EBERHARD, Art. Glaube IV. Systematisch-theologisch, in: *GGG* Bd. 3, 2000, 953-974.
- DERS., Die Wahrnehmung des Anderen in der Perspektive des christlichen Glaubens, in: DERS., *Indikative der Gnade - Imperative der Freiheit*, Tübingen 2000, 205-230.

- KELSEY, DAVID H., *Spiritual Machines, Personal Bodies, and God. Theological Education and Theological Anthropology*, in: *Teaching Theol & Rel* 5 (2002), 2–9.
- DERS. *Eccentric Existence. A Theological Anthropology*, 2 Bd., Louisville 2009.
- KÖRTNER, ULRICH H., *Dogmatik*, Leipzig 2018.
- LESSENICH, JEAN, *Two-Spirits und nádleehł oder das Unbehagen an der westlichen Sicht auf Trans**, in: GERHARD SCHREIBER (Hrsg.), *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften. Ergebnisse, Kontroversen, Perspektiven*, Berlin 2016, 245–262.
- MCDONALD, MICHAEL J./RICE, DANIEL P./DESAI, MICHAEL M., *Sex Speeds Adaptation by Altering the Dynamics of Molecular Evolution*, in: *Nature* 531 (2016), 233–236.
- NANDA, SERENA, *Neither Man nor Woman. The Hijras of India*, Belmont 1990.
- DIES., *Gender Diversity. Crosscultural Variations*, Prospect Heights 2000.
- OLSON, JOHANNA u.a., *Baseline Physiologic and Psychosocial Characteristics of Transgender Youth Seeking Care for Gender Dysphoria*, in: *The Journal of Adolescent Health* 57 (2015), 374–380.
- PANNENBERG, WOLFHART, *Anthropologie in theologischer Perspektive*, Göttingen 1983.
- PASK, EMMA, *Becoming Sexed*, in: GERHARD SCHREIBER (Hrsg.), *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften. Ergebnisse, Kontroversen, Perspektiven*, Berlin 2016, 635–651.
- PFÄFFLIN, FRIEDEMANN, Art. *Transsexualismus*, in: *HWP* Bd. 10, 1995, 1345–1347.
- PRÖLL, LIVIA, *Das Unbehagen am transidenten Menschen. Ursprünge, Auswirkungen, Ausblick*, in: GERHARD SCHREIBER (Hrsg.), *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften. Ergebnisse, Kontroversen, Perspektiven*, Berlin 2016, 265–293.
- RICEUR, PAUL, *Le volontaire et l'involontaire*, Paris 1950.
- DERS., *Das Willentliche und das Unwillentliche*, Paderborn 2016.
- ROGERS, LESLEY J., *Sexing the Brain*, New York 2001.
- ROSS, LAURA/BLACKMON, HEATH, *Sex Determination*, in: RICHARD M. KLIMAN (Hrsg.), *Encyclopedia of Evolutionary Biology*, Waltham 2016, 81–88.
- ROUGHGARDEN, JOAN, *Evolution's Rainbow. Diversity, Gender, and Sexuality in Nature and People*, Berkeley 102013.
- DIES., *The Gender Binary in Nature, Across Human Cultures, and in the Bible*, in: GERHARD SCHREIBER (Hrsg.), *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften. Ergebnisse, Kontroversen, Perspektiven*, Berlin 2016, 413–459.
- SCHREIBER, GERHARD (Hrsg.), *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften. Ergebnisse, Kontroversen, Perspektiven*, Berlin 2016.
- DERS., *Vorwort*, in: DERS. (Hrsg.), *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften. Ergebnisse, Kontroversen, Perspektiven*, Berlin 2016, XIII–XXI.
- SEIBOWSKI, KURT, *Die Problematik der Psychopathologisierung von Transsexualität*, in: GERHARD SCHREIBER (Hrsg.), *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften. Ergebnisse, Kontroversen, Perspektiven*, Berlin 2016, 295–309.
- SOLMS, MARK, *The Biological Foundations of Gender. A Delicate Balance*, in: GERHARD SCHREIBER (Hrsg.), *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften. Ergebnisse, Kontroversen, Perspektiven*, Berlin 2016, 5–21.
- SWAAB, DICK, *Wir sind unser Gehirn. Wie wir denken, leiden und lieben*, München 2013.

- SWAAB, DICK F./CASTELLANOS-CRUZ, LAURA/BAO, AI-MIN, The Human Brain and Gender. Sexual Differentiation of Our Brains, in: GERHARD SCHREIBER (Hrsg.), *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften. Ergebnisse, Kontroversen, Perspektiven*, Berlin 2016, 23-41.
- SYED, RENATE, Hijrās. India's Third Gender, or, Why Hijrās Are Not Transgender, But Cisgender, in: GERHARD SCHREIBER (Hrsg.), *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften. Ergebnisse, Kontroversen, Perspektiven*, Berlin 2016, 233-243.
- TAYLOR, CHARLES, Self-Interpreting Animals, in: *Philosophical Papers*, Bd. 1: *Human Agency and Language*, Cambridge 1985, 45-76.